

Verbundkatalog Kalliope

Entwurzelt. Skizze

Pego, Marie

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden. Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt. Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Adresse: Adlzreiterstraße 7, 80337 München
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia Literary Archives:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Address: Adlzreiterstraße 7, 80337 Munich, Germany
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Entwurzelung.
Skizze
von
Marie Pego.

Nicht lange Zeit brauchte es, um den jungen Ernst Wohlgemuth zu belehren, dass er wenig klug daran getan, sich gerade in seinem Heimatort Schönstetten niederzulassen. Da sass er nun mit dem hübschen Friseurgeschäft, das ihm ein Kunde seines alten Leipziger Chefs gekauft hatte und mit seiner hübschen Frau, die aus der gleichen Hand an ihn gekommen war. Aber von Leipzig nach Schönstetten war der Weg nicht weit genug, als dass nicht leicht ~~genug~~ der Funke verräterischer Gerüchte von dort aus hätte herüberspringen können, und für die drahtlose Telegraphie der Klatschsucht steht eben ohnehin überall der Aufnahmeapparat bereit. So hatte sich denn das anfängliche, halb geschmeichelte Staunen der Schönstetter Mitbürger über diese unerwartete, höchst "selbstständige" Rückkehr eines der Jhren bald genug in ein verständnisvolles Schmunzeln oder zweideutiges Achselzucken verwandelt, und was Frau Frieda Wohlgemuth selber betraf, - nun, dass mit der nicht alles richtig sein könne, hatte man ja sofort mit halbem Auge gesehen. Zwar ihre Haut war jeden Tag gleich lilienzart, der Schwung ihrer Brauen immer gleich pinselstrichfein und dunkel, ohne Hinzuziehung der ihr von Berufswegen erreichbaren Hilfsmittel, wie man zuerst gewohnt, und seit das Mädchen des Bürgermeisters, als es den jungen Wohlgemuth eines Tags in aller Herrgottsfrühe schon an das Lager des erkrankten Stadtoberhaupts hatte rufen wollen und bei der Gelegenheit Frau Friedas beide, noch unaufgesteckte Zöpfe in ihrer ganzen Länge und Dicke hatte zu Gesicht bekommen, wusste man auch, dass die beinahe verdächtige Fülle ihres goldblonden Haares nicht dem eigenen Laden entstammte.

Aber die feinen Kleider, die sie bei den Ausflügen in Gröhmanns Kaffeegarten zur Schau zu stellen pflegte, - so was konnte sich eien Schneiderin oder ein Probierfräulein, was sie ^{ja} wohl vor ihrer Ehe gewesen sein sollte, um-
möglich auf rechtmässigen Wege leisten. In dergleichen Hände kamen ~~solch kost-
bare~~ Sachen doch höchstens, um abgeliefert, nicht um getragen zu werden.

Und es dauerte denn auch nicht allzulange, bis der einmal rege gewordene Argwohn herausgebracht, dass tatsächlich ein bei einer Modeschau von ihr vor-
~~be~~geführtes seidenes Abendgewand es gewesen, was ihre Mädchen^{wohl}anständigkeit zu Fall gebracht. Die junge Frieda hatte sich darin so verhängnisvoll in sich selbst verliebt, dass sie das Kleid um jeden Preis besitzen wollte, und

da sich unter den anwesenden Zuschauern ein be^tragter Feinschmecker befand, der ihr Gefühl erkannte und teilte, so bekam sie das Kleid und zahlte den üblichen Preis.

All ihre weiteren hübschen Fahren mochte sie sich auf gleiche Art, und wie ein Schönstettener Lebenskenner entschuldigend sagte, immerhin auch aus gleicher Hand erworben haben;; zwei, drei Jahre hatte die Herrlichkeit in Taffet und Seide etwa gedauert; da erfassten den bereits stark angejahnten Liebhaber allmählich Ruhestandsgelüste, und er hielt Umschau, wie er die schöne Hella, - so hatte er sie umgetauft, - möglichst sicher und schmerzlos abschieben könne, -

Sein Auge fiel auf den jungen, stillen Gehilfen seines Verschönerungs- und Bartkünstlers, vielleicht, dass er sich zum Mittels- und Ersatzmann gebrauchen liess. Und siehe da, er musste mit seinen ^{alten Mith} saecht immer deutlicher werdenden Anerbistungen irgend einem geheimen Ehrgeiz des scheinbar so anspruchslosen Menschen entgegengekommen sein, - Ernst Wohlgemuth biss sich am Köder des Begriffes "Geschäftsbesitzer" fest, und auch Fräulein Hella widerstrebte der Aussicht des Eheringes nicht, als man sie endlich vorsichtig in's Vertrauen zog. Der Gönner dieser zwei bislang einander wildfremden jungen Leuten mag in seinem Innern nicht wenig erstaunt gewesen sein, so rasch und zur Zufriedenheit aller Teile mit seinen Plänen an's Ziel zu kommen. Jhn, der sich weich und bequem mit frühen Jahren schon in eine väterliche Erbschaft gesetzt, war es wohl kaum verständlich, wie sehr es den mittellosen Ernst verlocken musste, auf einmal als gemachter Mann in seine Heimat zurückzukehren, und vielleicht hatte die junge Frieda ihm einst, ebenso wenig wie später den Schönstettenern, erzählt, dass sie in ihrer Vaterstadt Köln, ehe sie in der Leipziger Fremde Selbstbestimmungsrecht über sich erhielt, ehrsamer Handwerkersleute wohlbehütetes Kind gewesen.

Sie aber hatte es dennoch niemals ganz vergessen; irgendwo in einem Winkel ihres Flitter verblendeten Herzens lebte die Erinnerung daran mahmend fort, und als sich ihr jetzt plötzlich Gelegenheit bot, in reines, ruhiges Wasser sicherer Bürgerlichkeit zurückzulenken, zog sie mit schnellem Entschluss ihr Lebensschifflein aus dem Morast heraus.

Mit viel ehrlichem Willen und voll argloser Hoffnung auf guten Erfolg rückte das ^{junge} Ehepaar ~~Wohlgemuth~~ in Schoenstetten ein. Ernst Wohl-

gemuth verstand sein Geschäft, und Frau Frieda's gewandte Hände hatten das Frisieren schnell genug gelernt. Beifällig schaute sie sich selber zu, wenn ihre flinken, rosigen Finger so geschickt mit Kämmen und Nadeln hantierten. Der weisse Berufskittel, von ihr mit Sachkenntnis zugeschnitten, wirkte vorteilhaft kleidsam und leise verheissungsvoll in seinem halb verbergenden, halb andeutenden Linienfluss. Die schwül süssen Düfte des Ladens wirkten leicht anregend auf sie wie ein zarter, prickelnder Reiz, und Ernst Wohlgemuth legte ihr nichts in den Weg. Vielleicht, ja vielleicht, wenn er das ein bisschen mehr getan hätte, wenn er, statt sich ihr als der mittelbaren Begründerin seines äusseren Glückes unterzuordnen, in ihr die abgedankte Geliebte eines verlebten Greises geringgeschätzt und gedemütigt hätte, wenn er selbst ein brutal Rücksichtsloser gewesen wäre, ein lebensunbesorgter, selbstsüchtiger Geniesser oder ein unruhiger Kopf voller Pläne und Umtriebe, -vielleicht, dass er Gewalt bekommen hätte über seine junge, schöne, zwiespältig beschaffene Frau.

So aber kam sie bald das Gähnen an vor seiner braven Spiessbürgerlichkeit, Hochmut vor seiner zaghaft-unterwürfigen Bereitwilligkeit, Spott über sein blasses, gutes, schüchternes Sachsengesicht auf dem dürftig-schmalen Klein-Jungen-Körper. Er langweilte sie, - und damit hatte er bei ihr verspielt.

Und Schönstetten selbst, - wie bald wurde auch das ihr langweilig! Die junge Frau Frieda, die zuvor nur Köln und Leipzig gekannt, hatte sich recht eigentlich auf das Leben in einer Kleinstadt gefreut, und anfangs gefiel ihr die drollig urväterische Art des Zuschnittes ganz wohl. Durch früher mit ihren Eltern regelmässig unternommene Ausflüge war ein gewisses Verhältnis zur Natur in ihr begründet worden, und sie konnte ihren Mann nicht genug ermuntern, allsonntäglich mit ihr in die hübsche Umgebung des Ortes hinauszuzwandern. Ihr war es dabei ganz aufrichtig um die Landschaft und weit weniger um Hut und Kleid oder den Grohmannschen oder Liebig'schen Kuchen, und Kaffee zu tun. Nur - es blieb eben nicht immer Sommer; ein langer Herbst und ein noch längerer Winter kamen, ohne Grün, aber mit sehr viel Kot auf den schlecht gepflasterten Strassen.

Ueber die Menschen konnte sie sich zu Beginn ihrer neuen Laufbahn auch nicht beklagen. Alle kamen ihr mit viel fragender Anteilnahme entgegen, und Frau Bürgermeister und Frau Doctor S. waren zu ihr fast so herzlich wie zu einer Dame von Stand. Dass dieses "fast"

eben gerade den Unterschied ausmachte, übersah sie oder wollte sie übersehen. Die Frau Apotheker hatte wundervolles Haar, das zu frisieren einfach eine Lust war; auch machte es der Jungen Frau Spass, an den niedlichen Backfischen Modfrisuren zu probieren. Allerlei kurzweiliger Schwatz fiel stets dabei ab, und man wurde unversehens zur Vertikanten manch kleinen Tanzstunden- und Schulweggeheimnisses.

Mit den Leuten ihres eigenen Standes wurde Frau Wohlgemuth im Grunde viel weniger leicht fertig. Ein paar ehemalige Bekannte ihres Mannes von der Schulzeit her kamen wohl zuweilen und liessen sich ihren Kaffee schmecken, luden sie auch einmal wieder ein, aber die Frauen staunten sie an, wie ein Wunder, wenn sie in den hübschen Kleidern aus ihren Leipziger Tagen kam, halb misstrauisch und halb unterwürfig, und die Männer- Frieda Wohlgemuth biss sich heimlich auf die Lippen, wenn sie gleichsam schnuppernd um sie herum scharwanzelten. Jugend etwas schien ihnen wohl nicht ganz geheuer an ihr, aber sie hüteten sich wohl und liess keinen Blick des Mutwillens und kein unangebrachtes Wort heraus. - Trotzdem wie es gekommen, sie wusste es nicht, noch, ob das Gerücht zuerst in ihrem eigenen Kreise oder bei den Honoratioren des Ortes aufgetaucht war, - eines Tages schien irgendwie ein aufklärendes Wort über ihr Vorleben durchgesickert zu sein. Frau Bürgermeister und Frau Doctor bedienten sich ihrer zwar noch, oder vielmehr, sie liessen sich von ihr bedienen, aber sie trugen ihre Nasen in auffälliger Unnahbarkeit dabei und hielten ihre Köpfe steif und stolz, wie in Abwehrstellung, wenn sie dieselben annühren musste. - Frau Tischlermeister Vogt und Frau Glasermeister Geilert lehnten die nächste Einladung zum Sonntagskaffee ab; einzig die Besitzer des Warenhauses an der Ecke blieben unverändert zutunlich; aber das waren eben Juden, und die sind erfahrungsgemäss stets grosszügiger.

Ob ihr Mann Wind davon bekommen, dass man seine Frau boykottierte und ihn ~~nutzungen~~ mit, - die junge Frieda bekam es nicht so recht heraus; er deutete nie dergleichen an, aber die kleine Miene bescheidenen Stolzes, die er in der ersten Zeit bisweilen aufgesetzt, wenn man seinen hübschen Laden oder seine noch hübschere Frau lobte, schien er ganz abgelegt zu haben. Nur die Bescheidenheit war ihm geblieben, von Stolz ^{aber ließ sich} ~~war~~ nichts mehr ~~zu~~ bemerken.

Freilich, man sagte zu ihm auch nicht mehr so angenehme Dinge; höchstens der Frau selber wagte hier und da einmal ein Schönstettener Stutzer etwas von ihren weissen Händen oder ihrer schicken Frisur zuzuflüstern, wenn sie

ihm Bartbürstchen und Taschenkämme vorlegte. Sie hörte ohne Gegenwort und ohne Abwehr zu, aber seit sie keinen guten Ruf mehr zu wahren hatte, gab es doch zuweilen einen kleinen koketten Aufblick gratis drein, nur aus Trotz oder Langeweile; vielleicht auch, um nicht alles zu verlieren. Wer ihr in den Zeiten, da sie die schöne Hella gewesen, vorausgesagt hätte, dass sie es einmal bedauern werde, nicht mehr als gut bürgerliche Frau wie andere im Kreise der Ehrbaren zu gelten, den hätte sie wohl ^{spött} kölnisch heimgeschickt; doch im Grunde, ganz heimlich, war es so, und sie trug den schönen Kopf mit der goldenen Haarkrone innerlich seither lange nicht mehr so hoch, wie sie es ausserlich tat. Wenn keiner sie sah, konnte sie sehr bleich und sehr erschöpft an den Glastüren der Ladenschränke lehnen, mit den Fingern auf der Platte des Tisches trommeln und gähnend oder auch hoffnungslos leer blickend in's Weite träumen. Ein Gefühl des Heimwehs und der Heimatlosigkeit zugleich stieg dann verzehrend in ihr auf, Sehnsucht nach Verlorenem und Sehnsucht nach irgend etwas, das da kommen möchte. Wohin gehörte sie denn noch, hier und heute? Nicht zu der Schicht bescheidenen Ehrsamkeit, der sie durch ihre Geburt entstammte und in der sie sich durch ihre Ehe wieder einzubürgern geglaubt, - nicht in die Welt der Gebildeten und Reichen, der sie für eine kurze Weile durch Kleid und Auftreten sich zu nähern gewöhnt, - und auch in das Scheinreich der Talmiwelt nicht mehr, das zwischen beiden liegt.

Die Wurzeln ihres verstärkten Wesens tasteten, ihr selber kaum bewusst, durstigem ~~in ~~xxxxxx~~~~ Suchen nach dem Nährboden irgend einer Sicherheit und zuckten und zitterten in's Leere. Fröstelnd und enttäuscht kehrte sie dann endlich ^u entmutigend ~~in ~~xxxxxx~~~~ ^{finnen} in die Wirklichkeit zurück. Wie öde das alles war, wie öde! Immer die gleichen Menschen, immer die gleichen Strassen, kaum ein anderes Vergnügen ^{als} ein Garten- oder ein Kaffeehauskonzert, das Kino neben dem Warenhaus oder ein Besuch des entsetzlich minderwertigen sogenannten Theaters, das sich in einem flachen Saal befand, in dem zu anderer Zeit Bier geschenkt wurde, wovon der Duft untilgbar und fade im Raume hing. Ein widerlicher süsslicher Hefe- und Rauchgeruch ^{lasfete} hing dauernd und verräterisch unter der Decke und liess sich durch keine Anwendung von Dialles Jllusion, Kölnisch Wasser oder Fliederessenz betäuben. Was alles Frau Frieda im eigenen Laden zur Verfügung stand. Die schöne Hella war einst anderes gewohnt gewesen auf ^{dem} weichen Sammetpolster der Logen.

Ob sie sich ein Kind gewünscht? - als Spielzeug, ~~xxxx~~ als Ablenkung oder ganz einfach zum Liebhaben? Sie wusste es nicht, wagte kaum einmal, sich diese Frage zu stellen, denn gleich hinkte da die weit heiklere Frage nach, wer

schuld daran sei, dass der Segen ausblieb? Wenn irgend wer einmal eine halbe Andeutung machte, hob sie vielsagend die Achseln und spielte verblümt die moderne Frau: "Je nun, man müsste erst einmal weiche haben wollen..."

Ihr Mann, und sie redeten nie davon, aber sie spürte deutlich, bei ihm ward es mehr und mehr ein wunder Punkt. Da brauchte man ihn schliesslich bloss ~~mal~~ einmal zu sehen, wenn er so einem Blondkopf das erste Haar schnitt oder einem Sechsjährigen ein Backenzähnechen herausholte. Förmlich väterlich wurde da sein blasses Jungensgesicht und das Zähnelein oder das Schöpfchen wog er in der Hand wie eine Kostbarkeit.

So verging ein Frühling, ein Sommer, ein Herbst und ein Winter und noch ein halber Lenz. In Frau Friedas unausgefüllter Seele war jeden Morgen und jeden Abend ^{das} nur eine stossseufzerische Gebet: "Hergott, -einmal^{et} was Neues, endlich einmal!"

Und siehe da, - eines Tages erschien^e das Neue, oder der Neue vielmehr, und war jung, wie sie und war ein Mann, mehr noch als das sogar, - ein Herr. - Horst Calibäus hiess er und empfahl sich ihr sogleich durch diesen nicht alltäglich klingenden Namen, den sie nennen hörte, noch ehe sie seinen Träger selbst gesehen. Assessor sollte er sein beim städtischen Gericht und 25 Jahre ^{Nun} alt, ~~Neun~~ ein Jahr älter als ich, müsste sie denken, als sie es vernahm. Ihr Herz tat unwillkürlich einen schnälleren Schlag, und um die Mittagsstunde der nächsten Tage bemächtigte sich ihrer fortan eine gewisse Unruhe angenehmer prickelnder Spannung. Würde er zum Haarschneider Stapf in der Luisenstrasse gehen oder zu ihnen, wohin doch auch der Bürgermeister kam?

Der Amtsrichter ^{selbst} freilich hielt es mit dem alten Stapf...

Für Horst Calibäus ^{selbst} war mittlerweile diese Frage für eines Augenblickes Dauer ein Zweifelsfall gewesen. Er hatte zwei, drei Herren vom Amt gefragt, bei wem sie sich rasieren liessen, und alle hatten sie achselzuckend und orakelhaft geantwortet, der gute Stapf sähe am Ende nicht mehr so ganz scharf, - aber Wohlgemuth, -hm-Wohlgemuth habe eben die Frau mit der Vergangenheit. "Nun-und wie ist ihre Gegenwart?" hatte Horst heimlich belustigt gefragt. Da hatte ihn der Refendar Giesbert entzückt auf die Schulter geschlagen: "Junge-der Schwerenöter!" und da ihm dieser Titel gefiel und er ihm Ehre zu machen wünschte, trat er bei Ernst Wohlgemuth unter die Tür.

Frau Frieda war gerade allein im Laden und hatte den hübschesten ihrer hübschen Tage. Am Abend vorher hatte sie just ihr Haar gewaschen, - eine Friseurin muss das ja auch~~mal~~ bei sich selber zuweilen tun, - sodass es neu schimmerte wie neues Gold und an ihrem Berufskittel gab es zufällig gerade ein paar Stiche zu nähen, weshalb sie ihn in der Wohnstube hinter die Tür ge-

hängt hatte. So stand sie ohne die kleidsame, doch Formen verbergende weissse Hülle da, frei und schlank und wüddervoll ebenmassig aufgewachsen. Ihre gepflegten Hände mit den rosigen Nägeln bewegten sich auf's zierlichste beim Wegräumen von etlichen Schildpattkämmen und Nadeln, die sie einer Kundin zur Auswahl vorgelegt, und der goldene Trauring blitzte ganz eigen, halb schreibbar und halb verführerisch. Ihr ganzes Gebahren ~~war~~^{schien} ein heimliches "Bitte, mein Herr!" zu sagen, doch man wusste nicht, ob der Abwehr oder der Aufforderung.

Im übrigen ereignete sich wenig oder nichts, und so blieb es auch in der nächsten Zeit, bis Calibäus einmal gerade um die Stunde kam, wo erst der Bürgermeister und hierauf Oberlehrer Haase sich unter Ernst Wohlgemuths vornehmende Finger zu begeben pflegte. Ein Assessor musste da, obgleich er noch eine Minute vor den beiden Herren eingetreten, diesen natürlich den Vorrang lassen und sich bescheiden wartend in den Hintergrund des Ladens zurückziehen; aber vielleicht hatte der junge Grossstädter Horst sich dem Schönstettener ^{guten} Ton weniger geduldig angepasst, oder sich mindestens die Zeit spazierengender Weise um die Ohren geschlagen, hatte ihn nicht gerade im Moment, wo er sich anschickte, den Laden zu verlassen, ein Blick aus Frau Friedas lichtblauen Augen getroffen, nicht etwa frech oder auch nur kokett, sondern ganz eigen, ganz still und weh und -ja, wie verhungert, schmusste er es bei sich selber nennen. Wie zurückgehalten machte er Kehrt, trat zu ihr heran, und das Weitere ergab sich schnell.

Als Ernst Wohlgemuth seine beiden Opfer hinausgedienert hatte und dem jungen Assessor seinen Bückling machte, wusste dieser bereits, dass Frau Frieda Wohlgemuth in Krähwinkel-Schönstetten eine Unheimische war und bleiben würde, und Frieda Wohlgemuth wusste von Horst Calibäus dasselbe.

Seit jenem Tage sprachen sie einander taglich, freuten sich vom Morgen an auf diesen Augenblick, der oft wirklich kaum mehr als ein Blick der Augen war, über gleichgültige Worte hinweg, und wussten, dass sie irgendwie heimlich zu einander gehörten, wie stets zwei Menschen, die sich jeder in seiner Umgebung nicht am Platze fühlen. Und ~~wussten~~ Gleiches Unbehagen und gleiche Sehnsucht binden schnell; Horst Calibäus und die schöne Frieda Wohlgemuth wussten sich Bundesgenossen gegen Schönstettener Enge und Spiessbürgertum. - Nach längerer Pause traf sich's auch einmal wieder, dass sie für eine Weile allein mit einander waren; da spürten sie erst recht, wie sonderbar nahe sie zusammengehörten, obgleich sie anfangs garnicht sprachen oder vielleicht eben darum. Wortlos schaute er, der noch ein gut Stück grösser war als sie,

Als er eines Tages um zwei Uhr kam, - die Zeit, wo ganz Schönstetten aus- und auch das Ehepaar Wohlgemuth zu Mittag zu essen pflegte, ging Frau Frieda auf das Läuten der Türschelle in den Laden hinüber, und wie strahlten ihre Augen auf, als sie seine List durchschaute. "Frau Hello," sagte er schelmisch und blinzelte vielsagend dabei, "mir ist soeben der Knopf da am rechten Aufschlag abgerissen. Wüssten Sie am Ende für mich Rat?"

Sie spielte mit den Mienen Harmlosigkeit, und gab sich dennoch mit ihren Worten preis. "Gern o gewiss, - nur, mein Mann isst drüber im Wohnzimmer, wo mein Nähzeug ^{liegt} ist. Was machen wir da?" Dieses "Wir" schuf süsse Vertrautheit. "So trennen wir eben den zweiten Knopf hier gegenüber ab," flüsterte er glücklich und bot ihr den linken Aufschlag seines Rockes dar. Sie griff danach, nahm mit der anderen Hand ein feines Scherchen, aus einer Nagelpflege, welche sie kurz zuvor einer Kundin vorgelegt und die noch auf der Glasplatte des Ladentisches stehen geblieben ^{war} und knips-knips, schnitt sie die Stiche los. "Da!" Der blanke Knopf lag auf dem rosigen Teller ihrer inneren Hand.

Horst Calibäus blickte darauf nieder, blies mit kräftigem Atem den Knopf herunter, dass er in irgend eine Ecke flog und drückte dorthin, wo er gelegen, das Siegel eines prüfend zarten Kusses. Dann, kühner werdend, wagte er sich höher hinauf, küsste das Handgelenk, über das ein goldener Armreif fiel und weiter aufwärts das ganze junge, schwellende, erglühende, fleisch-warme Rosenrot des freien Armes. Nun machte er Halt, sah tief und heiss in ihre erglühenden Augen, legte ihre Hand für einen Moment wie zudeckend über seine eigenen und ging. -

Von Stunde gehörte Friedas Körper ihm und Friedas Herz. All ihr Wachen und Träumen nannte seinen Namen, mit einer keuschen, scheuen, mädchenhaft weichen Hingabe, wie sie wohl niemals im eigen geblieben wäre, hätte Horst Calibäus den Vorteil jener günstigen Sekunde ausgenützt und auch ihren Knopf-Mund geküsst. Ihr ganzes Wesen schwebte zitternd gleichsam zwischen Lipp' und Kelchesrand, und vielleicht war es gerade diese Halbheit ihres Verhältnisses, was es so zart, so jung, und duftig machte. Ihre Augen verschmähten das Blitzen, ihre Lippen verlernten das allzu bereite Zähneentblößen, die Grübchen in den Wangen träumten nur, und die Büste straffte sich nicht mehr beim Vorneigen über den Kundens Tisch den Kunden entgegen, sondern wich leise zurück.

Ein ganz Neues lebte auf in ihr, das sie staunend an sich entdeckte, das sie hütete und schützte; ein Gefühl der Andacht, der Ehrfurcht vor sich selber, das sie im Innersten demütig, äusserlich unsagbar hold und rührend machte.

So stand es um sie, als Curt Calibäus, Horsts älterer Bruder, für einige Tage auf Besuch nach Schönstetten kam. Er sah Frau Frieda, er sah den Bruder, pfliff durch die Zähne und nahm sich den Jungen in's Gebet. Aber auch Horst war jung und nicht verdorben, wo er wirklich liebte. Sein Gefühl für Frau Helle mischte sich wundersam aus Leidenschaft, Mitleid und Jannigkeit. So hatte der ältere Curt kein ganz leichtes Spiel, ihn davon zu überzeugen, dass er sich kompromittiere, oder wie er klug hinzufügte sich und sie, denn man raune bereits im Städtchen. Viel lieber sollte er, anstatt zu einer schon ohnedies etwas anrühigen Frau am Orte selbst, sich zur Operette halten, die ja gerade in Kellermanns Saal ihre Wanderbühne aufgeschlagen habe. Es seien ein paar ganz reizende Frätzchen dabei, wie ihm die ausgehängten Bilder verraten.

Mit diesem Hinweis reiste er ab, und Horst ging, mit einem stärkeren Verlassenheitsgefühl noch als sonst an dem ersten leeren Abend ohne den Bruder in den "Bettelstudenten." - Als er die Bronislawa in's Rampenlicht springen sah, ~~war~~ ein Kobold an Uebermut, prickelnd von Leben, quellfrisch bei Stimme und windbeschwingt zu Fuss, fiel ihm des Bruders Ratschlag ein. Nachdem er dann bald darauf eine Begegnung mit ihr auf der Strasse hinter sich hatte, die nicht enttäuschte, und sie am Sonntag auf einem Morgenspaziergang weit draussen zwischen den Feldern traf, allein zufällig, weil der Tenor gerade einen Kater ausschließ, entschloss er sich, dem Brüderlichen Vorschlag näherzutreten.

Bald fehlte er bei keiner Vorstellung mehr, in der Mia Kärntner auftrat; nach dem fünften Abend schickte er ihr Rosen, nach dem achthonzies er sich hinter die Scene führen, am Abend darauf begleitete er sie bis an die Tür des "goldenen Hahns", und wenige Tage später kaufte er bei Ernst Wohlgemuth eine Nagelpflege. -

Ja, er kaufte sie bei Ernst Wohlgemuth, nicht bei Frieda. So gut er einst die Stunde ausgespäht, wo sie den Ladendienst allein versah, so geschickt passte er jetzt für seine unvermeidlichen Besuche die Zeit ab, wo sie zum frisieren in den Häusern ihrer Kundinnen weilte. Die Nagelpflege, die er erstand, war reichhaltig und kostbar, aber Ernst Wohlgemuth wunderte sich nicht allzu sehr, denn Assessor Calibäus machte schon den Eindruck eines Sohnes aus reichem Hause, und sein noch weit patenterer Bruder hatte diese Annahme entschieden nur verstärkt.

Schmunzelnd erzählte er seiner Frau bei ihrer Heimkunft von dem glänzenden Verkauf. Die nickte nur und beugte ihr Gesicht gleichmütig über den Koch-

topf, in dem sie eben die Mittagssuppe anrührte. Doch sobald ihr Mama in der Rasierstube verschwunden war, huschte sie in den Laden. Mit zwei Griffen hatte sie die Glasschübe mit den Manikuren herausgerissen; gierig überprüften ihre Augen die Kasten, die noch übrig waren und ihr Herz tat einen grossen, seligen Schlag. Jene eine, die rotbraunleiderne, "ihre", wie sie dieselbe in diesem Moment bei sich nannte, die, aus welcher sie in jener Mittagsstunde vor Horsts Augen die Schere entnommen, mit der sie den Knopf von seinem Rockaufschlage abgetrennt, - fehlte! Er hatte sie gekauft. -

Einst Wohlgemuth wunderte sich, seine eben noch so apathische Frau auf einmal erst im Laden und dann von der Küche her singen zu hören. Da er gutherzig und ihr nicht übelgesinnt war, freute er sich darüber, zumal sie die letzte Zeit auffallend gedrückt erschienen, obgleich er es im Grunde nicht gerade angebracht finden konnte, solange er Kunden bei sich hatte. "Vielleicht", so dachte er, "macht es ihr Spass, dass ich ihr eben die Bestellung zu der kleinen Käntner für heute Abend zum frisieren ausrichten konnte. So was ist doch einmal eine kleine Abwechslung für sie, und sie findet das kleine Fräulein ja so hübsch und ~~so~~ nett." - Dann schlug er seinen Schaum und hörte nicht mehr hin.

Zwei Stunden schon vor Beginn der Vorstellung war Frieda Wohlgemuth zu Mia Käntner in den Goldenen Hahn bestellt. Die junge Künstlerin hatte zum ersten Mal in einer Salonrolle vor die Schönstetterner zu treten und gedachte dies ohne Perücke, in ihrem eigenen, prächtigen, rotbraunen Haar zu tun. Die Ankleideräume des Kellemannschen Saales spotteten jeder Beschreibung; so zog sie vor, sich in ihrem altmodisch behaglichen Gasthofszimmer für den Abend herrichten zu lassen. - Als Frau Wohlgemuth bei ihr eintrat, nickte sie ihr vertraulich zu, war ^{ihr} ^{durch} ~~sie~~ doch von manchem Kauf im Laden keine Fremde mehr. Die kleine Mia war ein lieber Keil, gut mit jedermann, herzlich, heiter und leichten Sinns. Für die schöne Frau Frieda jedoch hatte sie ein besonderes Stück Zuneigung übrig. Als sie heute Abend über die Schwelle trat, erschien sie ihr ganz auffallend hübsch und endlich wieder im Ausdruck zu ihrem behäglich-fröhlichen Namen passend, wie sie's all die letzten Tage nicht mehr getan.

"He, Wohlgemuthchen, schön Wetter auch bei Juch?" rief sie lustig. Frau Frieda lächelte. "Wie sollt' es nicht?" sagte sie still und schlug ihr Frisierbesteck auseinander. Mia rückte sich zurecht. "Nun denn, um so besser; greift an das Werk mit Freuden, und mich recht hübsch gemacht, wenn ich bit-

ten darf!" "Gemacht? Das meinen Sie wohl selber kaum," neckte die junge Frau, löste wohlgefällig das volle seidige Haar des Mädchens und begann mit unspürbar leichten Fingern ihr Werk. -

Eine Weile schaute Mia Kärntner ihr und sich selbst im Spiegel zu, plauderte, liess sich erzählen, "von Leipzig und so...", naschte und verabreichte zwischenhinein ein paar Schokoladetafeln. "Einen geschenkten Gaul steckt man gern in's Maul," meinte sie lachend dazu. Doch langes Stillsitzen war nun einmal, "Fräulein Quecksilbers" Art nicht. So zog sie bald ein Fach des geräumigen Urvaterschreibtisches aff, den sie durch Aufstellung eines grossen Spiegels auf seiner Platte zum Toiletteentisch umgestempelt hatte und hob einen prächtigen rotbraunen Lederkasten heraus. Blitzneu war er und von verheissungsvoller Schwere, die sie noch ein bisschen durch etliche Uffs aufsehenerregend übertrieb, um Frau Frieda ^{Spannung} ~~Interesse~~ wachzurufen. Vorsichtig öffnete sie die gelbe Metallschlosse, schlug den Deckel zurück und nahm vom blauem Sammetpolster der Fütterung eine feine, vernickelte, spitzschenkelige Schere. - Knips-knips, - da sprang die kleine unebene Zacke von ihrem feinpolierten Fingernagel ab.

Frau Frieda sah ihm nach, blickte jauch aufmerkend noch einmal hin, näher hin und liess den Schildkamm, den sie gerade hatte ^{hath} einschoben wollen, kraftlos zu Boden fallen. -

Zwei Tage darauf hatte der Ort Schönstüthen ^e sein grosses Ereignis: Die schöne Frau Frieda Wohlgenuth hatte, unvorgeahnt, zwischen Nacht und Morgen, ihrem Leben ein Ende gemacht. Es hiess, sie habe sich die Pulsader geöffnet. Nun ja, scharfe Rasiermesser hätte es in ihres Mannes Laden wohl genug gegeben für solchen Zweck; seltsamer Weise aber hatte sie eine kleine, spitzschenkelige Nagelschere dazu benutzt, die sie wenige Abende vorher von der Sangerin Kärntner zu nochmaligem Abziehen lassen mit nach Hause gebracht,

~~~~~

Maria Pego.  
Dresden - A.  
Fischerstr. 5<sup>te</sup> l.



# Ihr Schuldner

Skizze von Maria Pego.

Ein müder, grauen Tag hinein blinzelte gähnd ein müder, blasser Mensch. Er gähnte laut, langgezogen und ingrinnig, nicht nur, als zwingte Erschöpfung ihn zu dieser Äußerung, sondern als höhe er damit dem trüben Morgen, ja dem ganzen Leben in das Angesicht.

Im Zimmer herrschte ein freudloses Halbdunkel; die Petroleumlampe stand unangedrückt, tot und überflüssig auf dem Tische, neben einem geleerten Kaffeegeschirr und zwischen einer wirren Unordnung von Kotillonsternen, Tanzkarte, Handschuh und seidenem Taschentuch. Der müde junge Mann, der soeben inmitten der Erinnerungspuren eines gestrigen Ballabends seinen Morgenimbiss eingenommen hatte, streckte jetzt lässig die Hand aus und ergriff mit spitzen Fingern die Tanzkarte, führte sie halbwegs an die Augen, merkte, daß er die mit Bleistift darauf gekritzten Namen doch nicht würde entziffern können und zerrt unter höhnischem Mundverziehen das Pappblättchen in zahllose, winzige Stücke. Auch in dieser Bewegung lag etwas wie Hohn und verbissener Ingrimm, und es schien ihm Freude zu bereiten, als er die Papierschmütze, die er in die geleerte Kaffeetasse gestreut hatte, sich in einem Bodensatz des braunen Trankes schmutziggelb färben sah. Die Orden zog er jetzt ebenfalls heran, sieben, acht an der Zahl, zerrt auch diese, rücksichtslos den bunten Flor ausputzt verzerrend, und warf sie den Überbleibseln der Tanzkarte nach. Dann erhob er sich gedehnt, räumte Handschuhe und Taschentuch beiseite, rückte an einem verschobenen Stuhl, trat ans Fenster und blickte eine Weile in den langsam sich aus den Nebelschleiern herauswindenden Tag. Endlich zog er die Uhr, schien zu finden, daß es Zeit zum Aufbruch sei, wand und streckte sich aber wie ein Mensch, der unzulänglich zum Anfang seines Tages ist, und blieb.

Wenige Augenblicke später läutete es an der Flurtür. Jemand ging öffnen, gleich darauf pochte es an die Tür des jungen Mannes. Das „Herein“, das dieser zur Antwort gab, klang gleichgültig, aber nicht unwirsch, und auch der „gute Morgen“, den er der eintretenden Wirtin auf ihren Gruß zurückgab, war mit müder, doch freundlicher Stimme gesprochen. In der Hand der Frau leuchtete etwas Weißes: „Die Post, Herr Regierungsbauführer“, sagte sie wichtig, „Briefe, zwei Stück, und eine Karte“. Aber der junge Mann nahm das ihm Bestimmte ohne eine Spur jener angenehmen Belobtheit entgegen, welche die meisten Menschen im Augenblick des Briefempfangens ergreift, so recht wie ein Mensch, der im voraus weiß, daß es für ihn keine willkommene Botschaft geben kann.

Trotzdem entschloß er sich, nachdem die Wirtin gegangen, nun doch die Lampe anzuzünden, überlag bei ihrem Licht die Karte, erbrach und durchlas den einen der Briefe und griff dann zu dem andern. Die Handschrift auf dem Umschlag schien er weder zu kennen, noch mit der Adresse zufrieden zu sein. „Heinz Arnoldi? Das soll wohl Hans heißen!“ sagte er laut, wie ein Mensch, der an Alleinsein und an Selbstunterhaltung gewöhnt ist, drehte den Brief herum und entdeckte auf der Rückseite die Angabe des Absenders: Ilse Ruthardt, Dresden, Recknitzstraße 20, II.

Nun schüttelte er den Kopf: „Mir unbekannt“, erbrach aber dennoch das Schreiben, sorgfältig liest er es in dem ersten Briefe genau, und zog mehrere Bogen hervor. Seine Züge hatten den Ausdruck der Teilnahmslosigkeit verloren, und es war das öde und stumpfe Gesicht ein kluges, feines, anziehendes geworden, das sich dem Lichte immer näher rückend, eifrig über den Brief von fremder Frauenhand neigte.

Die lesenden Augen des jungen Mannes folgten staunend, nicht recht begreifend, dem Anfang der Zeilen, und seine Lippen bewegten sich, als spreche er die Worte mit. Doch bald hörte das auf, das Verständnis schien geweckt zu sein und zugleich eine lebhaft Anteilnahme.

Er las die drei Bogen ohne abzubrechen, und als er damit zu Ende gekommen, legte er sie mit einer seltsam zögernden Bewegung vor sich auf den Tisch, als trenne er sich ungern davon.

Und obgleich der Brief, wie er jetzt genau wußte, nicht für ihn bestimmt, sondern nur durch einen Zufall oder Irrtum in seine Hände gefallen war, nahm er das Schreiben noch kurzem Sinnen wieder auf, schmeigte sich in die Sofaecke wie jemand, der in aller Ruhe etwas Liebes und Freundliches genießen will, und las von Anfang bis zu Ende noch einmal alles, was da stand:

Dresden, 11. 11. 19 . .

Mein Lieber!

Im Vertrauen auf den Spürsinn unsrer guten vaterländischen Post setzte ich soeben Deinen Namen, das Wort München und die Straßenangabe auf einen Briefumschlag und beginne nun mit diesen Zeilen an Dich. Ob sie ihr Ziel erreichen werden? Ich will es hoffen, mich aber immerhin als Absender nennen und darauf gefaßt sein, eines schönen Tages meine eigne Handschrift und den ganzen Brief wiederzusehen. Denn mein lieber Schlaupf hat mir freilich in seinem letzten Schreiben als Adresse den hochtönenden Namen Fürstenstraße verraten, und daß er dort ein recht anheimelndes Zimmer entdeckt und gemietet habe, aber in welchem Hause sich dieses Gemach befindet und ob bei einer Frau Müller oder Frau Meyer — das enthielt er mir vor.

Nun, ich habe, wie gesagt, eine gute Meinung von der Ausdauer deutscher Briefträger und tröste mich im übrigen damit, daß es wohl nicht gerade noch einen zweiten Heinz Arnoldi in der Fürstenstraße zu München geben wird.

An meinem großen Schneidertisch sitze ich, die helle Lampe neben mir, bei unverhülltem vorhanglosen Fenster, durch dessen ganze Breite die Nacht zu mir hereinschaut. Hin und wieder muß ich ein wenig mit den Füßen stampfen, denn der unter mir wohnende Herr Maler scheint nicht gehezt zu haben, und es strömt kellerkühl herauf. Sonst ist's behaglich bei mir, und der Ofen, wenn durch reichliche Ernährung in gute Laune versetzt, wärmt auch die Nebenkammer soweit mit, daß ich über Nacht nicht gerade darin erfriere.

Denn ja, mein Heinz, ich bin nun doch, anstatt mir Ersatz für mein gekündigtes Zimmer in der Zinzendorfstraße zu suchen, für ganz und gar, zum Wachen und Schlafen in mein liebes Atelier übergesiedelt. Du ziehst die Brauen zusammen — ich weiß und sehe es —, aber die Ersparnis war so lockend, und ein Vierteljahr hält man dem gleichen Raumbeschränkung schon aus, ohne zu verkümmern. Hilde Walsch riet mir zwar, ich solle mit unserm neuen Hauswirt reden, unsere künftige Wohnung stehe ja doch bis zu unserm Einzug leer, und sie habe es mir in gleicher Lage so praktisch vorgemacht, aber ich konnte nur den Kopf schütteln. Nein und nein! Mag sie der gleichen tun, — ich kann es nicht, mir wäre es Entweihung. Unser liebes kleines Heim, gelt, das müssen wir zusammen beziehen, gemeinsam darin anfangen, zu gleicher Zeit wie unser Eheleben. — Hilde ist eben ein Mensch aus spröderem Stoffe als ich, so forsch und so einzeln. Ich glaube, auch ihre Verheiratung wird daran wenig ändern, und die beiden werden durchaus zwei bleiben. Um Deinen Freund Geerd tut es mir fast leid, Er hat eine weiche Seite (meinet-

wegen eine altmodische), die bei Hilde unbefriedigt bleiben wird. Kannst Du Dir vorstellen, daß er je, wenn er sie ansieht oder neben ihr geht, so recht aus tiefstem Herzen ein „Bin ich glücklich!“ wird seufzen müssen, um dem inneren Jubel Ausdruck zu schaffen, wie ein gewisser Jemand so oft und so gern tut!

Und wie eine Jemandin es zu hören liebt, ja, ja, mein Alter, mehr als alles auf der Welt!

Doch genug davon und unsrer Arbeit gedacht. Zuerst der Deinen! — Also Dein Bild hängt gut, Dein Porträt „wird“, und ein Buchdeckel in Kupfer und Blau ist entworfen? — Ob ich mir diese Farbzusammenstellung hübsch denken kann? Als Deine ehemalige Schülerin antworte ich Dir, ganz wie Du selber tun würdest bei solcher Frage: „Das kommt eben noch sehr darauf an, was für ein Kupfer und was für ein Blau“. Aber wenn Du Überkritischer davon befriedigt bist, so muß es schon was Rechtes sein, ganz gleich, ob es mir bedingungslos gefällt oder nicht. Und, nicht wahr, Du schickst mir das Buch! Hast Du mir schon versprochen, niemals wieder bestellte Deckel und Vorsatzpapiere zu schaffen, ohne das Werk zuvor gelesen zu haben, das sie schmücken sollen, so möchte doch auch ich alles kennen, was mit Deiner Arbeit zusammenhängt. Bald wird das leichter zu machen sein, wenn Du nur über den Vorplatz oder durchs Esszimmer zu gehen brauchst: „Sieh mal, Frau, da bringe ich das Buch.“ Aber daß Paket- und Briefverhalten auch seinen Zauber hat, weiß ich doch seit den drei Wochen, die Du nun fort bist.

Indem ich übrigens von unserm künftigen Heim schreibe, drängt es mich, Dir noch einmal schwarz auf weiß zu bestätigen, daß es ein guter Wunsch von Dir war und ein einsichtsvoller, wenn Du mich testest, daß ich später nichts mehr selbst schneiden, nur noch entwerfen und stecken möge, denn das Maschinengerät, — nein, nein, Du hieltest es nicht aus. Ich habe mich ja nachgerade im Lauf der vier Jahre daran gewöhnt, aber als heute der neu eingezogene Maler heraufkam und mit einem abgepannten Kopfwehgesicht schüchtern nach dem Grund des seltsamen Geräusches über seinem Haupte fragte, da tat er mir entsetzlich leid, und ich dachte auch an Dich. Ihn muß ich noch quälen, diese drei Monate lang, — Dir könnte ich solche Plage nicht auferlegen.

Also wird denn mein neues Schild nur lauten: Ilse Arnoldi, Werkstätte für künstlerische Kleiderentwürfe. — Oder soll ich mich Ruthardt-Arnoldi nennen? Es wird mir ordentlich schwer, meinen jetzt nahezu dreißig Jahre getragenen Namen, der mir so gut gefällt, aufzugeben, und so kam ich gerade vorhin auf diesen Ausweg. Im Nachsinnen darüber stieg mir auch — ich muß es Dir gestehen — der Gedanke auf, ob ich Dir wohl so rückhaltlos freudig mein „Ja“ gegeben haben würde, wenn Du einen hübschen oder gar lächerlichen Namen hättest. Ein unbedingtes „Doch“ konnte ich mir darauf nicht antworten. Ist das lieblos, Heinz, oder Schönheitswahn? Ach es kann nicht Lieblosigkeit sein, denn ich brauche Dich mir nur vorzustellen, um ganz zu fühlen, daß und wie ich Dich liebe!

Das „Moosgrüne“, weißt Du, mit der Silberstickerei, ist fertig, wundervoll geworden und abgeliefert, der Betrag dankend eingestrichen. Geldgeklammer ist doch eine reizende Musik, auf mich wirkte sie wie ein Walter, — zum Tanzen zwangend, weiß ich doch ganz genau, wozu die Goldfische anwenden. Wenn Du wiederkommst, mich in den Arm genommen hast, — dann sollst Du mich mit dem Freund wieder von Dir schieben: „Ja, aber was hast Du denn an?“ Und ich antworte vornehm-kühl: „O, — nur mein Neues —“. Dann freust Du Dich, ich gefalle Dir, und Du läßt es mich spüren. Gelt? Ja, ja, so soll es werden, und mehr verrate ich nicht.

Gestern und heute je eine neue Kundin bekommen. Gestern eine blasse, weltmüde Blondine, ein bedauernswertes Geschöpf, das jedes Dritte zu jugendlich für ihre Jahre fand. Als ob man mit sieben und zwanzig alt wäre oder zu sein brauchte. Heute eine wonnige, sonnige Achtzehnjährige, die ein Ballkleid wollte. Einen Entwurf dazu habe ich vorhin schon gemacht und mir während der Arbeit die niedlichsten Geschichten ausgemalt, die das herrliche Ding in dem Kleide erleben könnte.

Vor einigen Tagen war auch Frau Direktor wieder bei mir, da sie sich wegen ihres lila Samtkleides anders besonnen hat. Mein Gott, ist die Frau schön! Ich war rein verzaubert. Leiden mag ich sie ja im Grunde durchaus nicht, wenngleich ich sie jetzt soweit ertragen habe, daß sie mich als Künstlerin und nicht wie eine Schneiderin behandelt, aber ihr Anblick ist Genuß. Übrigens hatte sie eine Freundin mitgebracht, eine verschürzte, kokette Wienerin, die, mangels Besserem, mich sogar herausfordernd anblitzte, während sie mir ins Gesicht erklärte, daß nur ein Mann sich auf Frauen verstehe und ihnen kleidsame Gewandung zu schaffen wisse. Nun, ich hoffe, schon manchen Gegenbeweis erbracht zu haben; jedenfalls steht mir dabei nicht ein blindmachender Neid auf Schönheit im Wege, den nach Ansicht dieser Dame stets eine Frau gegen die andere hegt. Mein Entzücken über die Direktorin ist völlig eifersuchtsfrei. Die Frau muß Du sehen, Heinz. Wenn ich erst mit dir als „mein Mann“ protzen kann, mußst Du unbedingt einmal wie zufällig erscheinen, sobald sie da ist. Die wird Dich anregen, und ich werde mich rein daran freuen, denn Eifersucht auf Deine Modelle brauchst Du bei mir nicht zu fürchten; dazu verstehe ich derartige Begeisterung zu gut.

Und nun zum Schlusse noch eins! Nein, mein Lieber Du, ich bin nicht böse, weil Du mir von jenem Kummer — Du weißt — nicht hier schon und mündlich gesprochen, sondern vorzogst, es schriftlich zu tun, und nachdem Du innerlich Stellung dazu genommen hattest. Fürchte auch nicht, daß ich mich später, vielleicht kraft meines Rechtes als Deine Frau, je in solche seelische Erlebnisse eindringen werde. In diesem Sinne bleiben auch wir „einzeln“ und „zwei“. Denke nur an unser Flaischliches Lieblingsgedicht:

„Das mußst Du können, sich, — und wär's auch nur für eine kurze Stunde, dann und wann — all Deine Türen schließen. — Und nicht bloß für die Fremden —, auch für die liebsten Freunde. — — Ja sogar für Weib und Kind . . .“

Das ist auch meine ehrlichste Überzeugung. Du brauchst also keine Angst zu haben vor Empfindlichkeit meinerseits. Die Tür wird sich schon wieder öffnen, wenn's an der Zeit ist. Nur jene gewohnheitsmäßige innere Einsiedelheit, die der Mensch stets annimmt in Jahren des Alleinseins und Aufschlüsselstehens, die wollen wir künftig aufgeben, gelt? Unser erstes Gefühl darf immer sein, mit allem zueinander kommen zu wollen, und erst, wenn wir fühlen, daß etwas doch nicht spruchreif ist, behalten wir's für eine Weile oder auf immer für uns. Einverstanden?

Jetzt aber endgültig „lebe wohl“. Ich lehne mich in Gedanken still und leise in Deinen Arm, wie ich so gern tue, — ganz wohlge still, — und wenn Du diese Worte liest, so denke auch Du, es schmiege sich in aller Liebe an Deine Schulter

Deine Braut.

Als der Empfänger dieses Briefes vorstehende Zeilen ein zweites Mal gelesen, nahm er die Blätter an sich, verwahrte sie in seiner Brusttasche und erhob sich dann, eine Traumbefangenheit abschüttelnd, um an die Arbeit des Tages zu gehen.

Als jedoch am Abend die Lampe wiederum auf seinem Tische brannte, zog er die Bogen von neuem hervor, las sie nochmal von Anfang bis zu Ende und schrieb dann folgende Zeilen an jene, die ihren Brief, wie er nun mit Sicherheit wußte, für einen andern Mann bestimmt.

München, 13. November 19 . .

Sehr geehrtes Fräulein!

Nein, er ist nicht an den „rechten Mann“ gekommen, Ihr langer, feiner Plauderbrief vom 11. des Monats. Zwar heißt der unrechtmäßige Empfänger ebenfalls Arnoldi und wohnt in der Fürstenstraße zu München, aber sein Vorname ist Hans, und sein Beruf hat mit Porträts und Buchdeckeln nichts zu tun. Dilemme Herrn, der ich selber, Schreiber des Briefes bin, überbrachte nun am heutigen Morgen seine Wirtin Ihr dem Maler Heinz Arnoldi zugedachtes Schreiben, das Ihr der Postbote, seit lange schon daran gewöhnt, alle an einen Herrn Arnoldi gerichteten Briefe in der Fürstenstraße 45, II. abzuliefern, harmlos eingehändigt hatte; — daß sich ein Namensdoppelgänger in die nümliche Straße verirrt haben könnte, mag er wohl ebenso wenig erwartet haben wie ich, der ich ruhig den Briefumschlag erbrach, trotz des mir nicht zukommenden Vornamens und des gänzlich unbekannten Absenders.

Doch genug des sorglosen Tones. Ihnen wird nicht nach Scherzen zumute sein, und deshalb will ich, — obgleich Sie aus Vorstellendem ersehen haben werden, daß ich mich keiner allzugroßen Ungehörigkeit schuldig gemacht habe, — jeder weiteren Erörterung eine herzlich aufrichtige Bitte um Verzeihung voranschicken. Leider ist mir nicht einmal die Möglichkeit gegeben, den Brief nachträglich an seine richtige Adresse gelangen zu lassen, denn trotz sofortiger Bemühung vermochte ich ohne Kenntnis der Hausnummer nicht Ihren Herrn Verlobten aufzufinden. So erlaube ich mir denn, Ihnen beifolgend Ihr Eigentum wieder zurückzustellen — nicht ohne heimliches Bedauern, es wieder hergeben zu müssen.

Denn, liebes Fräulein, so verletzend Ihnen der Gedanke auch sein mag, daß fremde Augen auf jenen Zeilen geruht haben, die Sie einem Ihnen so teuren und nächststehenden Menschen bestimmten, — ich habe Ihren Brief gelesen, drei, viermal; staunend zuerst, dann mehr und mehr angezogen, von warmer Teilnahme erfüllt und von einer leisen, wehmütigen Ergriffenheit. Sie werden erschrecken, in Ihrer seelischen Keuschheit gekränkt, mir zürnen wollen, — tun Sie es nicht! Daß ich einmal las, können Sie mir kaum verargen, aber was mich trieb, den Genuß wiederholt auszukosten, werden Sie doch erst verstehen, wenn ich Ihnen erzähle, was für ein Mensch das eigentlich ist, dem da unbeabsichtigt und unerwartet Ihr Brief in die Hände gefallen. Vielleicht wird Ihr feines und großes Herz dann keinen Zorn und weniger Unbehagen darüber empfinden, daß alles so gekommen ist.

Meinen Namen, meine Wohnung kennen Sie bereits, meinen Beruf noch nicht, aber es hat nicht allzuviel zu bedeuten, daß ich gerade Regierungsbauführer bin und mich nicht über allzu schnelle Beförderung zu beklagen habe. Ein mittelloser junger Mann hat es heutzutage auch in anderer Lebensstellung schwer, in die Höhe zu kommen, auf jene Höhe, von der herab sich genüßlich und sorglos über die Schönheiten des Lebens Umschau halten läßt, ohne vom Stachel der Notwendigkeit vorwärtsgepeinert zu werden.

Wichtiger ist, daß ich heute Morgen, wie schon manch andern auch, mich als ein sehr müder, sehr freud- und hoffnungsarmer Mensch erhoben hatte, der auch nicht einen einzigen lichten Punkt in dem Grau seiner Gegenwart und Zukunft zu entdecken vermochte. Kaum daß er, rückwärtsschauend, ein tröstliches Erinnerungsbild heraufbeschwören konnte. Denn auf das Stückchen Sonnenlandschaft, das es auf seinem Wege einst gegeben, hatte sich ein aus Enttäuschung, Gröhl und Bitterkeit verdichteter Nebel gesenkt von jener Stunde an, wo sich das Mädchen, das ihm die Sonne bedeutet, einem andern zur Braut versprochen, — einem andern, obgleich sie wußte, was sie dem Jugendfreunde damit tat. Dunkel war es seither im Leben dessen geworden, der sie geliebt, so dunkel, daß er in sich selbst nicht mehr zurecht fand und alle Glückseligkeit in ihm erstarb. Blind und müde lebte er seinen Tag, zuckte die Achseln, wenn er zwei von Treue reden hörte, und nannte Liebe — Frauenliebe — Trug und Wahn. Nur eines noch hatte für ihn echten Glanz: Gold, Geld, Reichtum. In seinem Beruf hatte er keine Aussicht, in absehbarer Zeit sich Schätze zu erwerben, aber da war ja die kleine Julie X., die hübsche Bankierstochter, die sich anscheinend in ihn verliebt hatte. Wie, wenn er zugriff, ehe diese Weiberlaune verflog?

Und am gestrigen Abend, einem Ballabend im X-schen Hause, war sein Plan fest geworden. Ehe der Winter zu Ende, wollte er der Brautgum der reichen Erbin heißen.

Mit diesem Gedanken war er eingeschlafen und aufgewacht, hatte sein Frühstück verzehrt und der Wirtin die Post abgenommen. Aber er war, wie gesagt, ein elend freudloser Mensch dabei geblieben. — Bis er Ihren Brief gelesen, ein-, zweimal. Da ward es langsam anders in ihm. Es ging ein Zittern und Wanken durch die Nebelwand in seinem Herzen. Den ganzen Tag trug er den Brief mit sich umher und sann ihm nach, und das Dunkel in ihm leuchtete sich mehr und mehr. Das alte Lied, daß es ein wundersames Ding sei ums Lieben zweier Seelen, klang leise wieder in ihm auf. Wenn eine Frau, ein Mädchen so schreiben, so lieben, schaffen, trösten, hoffen und verstehen kann, so muß eine Ehe der Liebe dennoch ein Glück sein und eine liebevolle Ehe Sünde und Qual! Das sagte er sich während des ganzen Tages, und der Gedanke an eine Verbindung mit der leeren, kraftlosen Julie verblaßte, der Wunsch, eine zweite Ilse Ruthardt zu finden, wurde zur Sehnsucht in ihm.

Und so leicht und froh ward ihm dabei, daß eine tiefe Dankbarkeit in seinem Herzen aufzuquellen begann gegen jene, die ihm die Wohltat dieser inneren Erlösung und Befreiung erwiesen. Und deshalb hat er Sie zuvor kurzweg „liebes Fräulein“ genannt, — weil Sie ihm lieb geworden sind wie eine vertraute Freundin, die ihm zugleich den Glauben an Ihr ganzes Geschlecht zurückgegeben hat.

Nein, er wird nicht zugreifen nach der vergoldeten, wesenlosen Larve. Er wird ausschauen, warten, und mit freudiger Hand sein Tagewerk im Hinblick auf eine lohnende Zukunft fördern, — bis er die Gefährtin findet, zu der er, wenn er sie ansieht oder neben ihr geht, aus vollem Herzen ein „Bin ich glücklich!“ sprechen kann, — wie ein Jemand es einer Jemandin so oft und gern sagt.

Sind Sie noch böse? Sind Sie noch traurig und verletzt? Ich kann es nicht glauben, und ich bin gewiß, daß Sie es verstehen und dulden werden, wenn ich, mein Schreiben schließend, mich in Gedanken ehrfurchtsvoll auf Ihre gütige Hand neige

als Ihr dankbarer Schuldner Hans Arnoldi.



## Nachmittagskleider

Unter der Bezeichnung „Nachmittagskleider“ versteht man nicht etwa Kleider, die einzig und allein in den Nachmittagsstunden getragen werden können. Es spricht keineswegs gegen die Feinfühligkeit in Modeangelegenheiten, wenn eine Dame ein solches Gewand schon vormittags auf der Straße trägt, darin Besuche macht oder es auf der Promenade spazieren führt. Aber der Name charakterisiert einzig eine Gattung von Kleidern, die bisher nicht diesen ausgesprochenen Charakter hatten, weil sie ein Zwischending zwischen dem Tailor made und der eleganten Robe sind und ebensogut auch mit einer dazugehörigen Jacke oder mit einem der phantastischen und aparten Mantelets getragen werden können. Sie geben für die Garnierungsmöglichkeiten aber einen viel weiteren Spielraum als die bisher üblichen Promenadenkostüme und Besuchstolletten und schaffen dadurch der Phantasiefreudigkeit dankbare Aufgaben, die in unserer Sommermode durch die besondere Vorliebe für prangende Farben und aparte Zusammenstellungen wesentlich gefördert werden.

Für diese Nachmittagskleider wählt man die weichen, fließenden Stoffe Crêpe à soie, Crêpe français, Crêpe Brodé, Damast, broschierte Seiden, Foulard, Shantung, Givrine, Charmeuse, Liberty, Seidentuch, kurz alle Gewebe, die durch ihre Leichtigkeit jene graziöse Raffung ermöglichen, die heute das Bestimmende der Mode ist. Die glänzenden,

schniegsamen Stoffe gewinnen außerordentlich durch die leuchtenden Farbtöne, jenes Ziegelrot, das Honiggelb, das krasse Grün, das Deifter Blau, die cerisfarbene und die Kupfernuance, die nun alle noch belebt werden durch eine möglichst abweichende Stickerei oder Garnierung. So bestickt man ein aprikosenfarbenes Seidenkleid mit Kopenhagener Blau, ein lindenblütenfarbenes Tuchkleid mit Orange-gelb, eine taupefarbene Charmeuse-toilette mit schwefelgelben und roten Tönen.

Diese starke Gegensätzlichkeit wird bei den Trotteurkostümen durch gemusterte und einfarbige Röcke und schlichte Jacken in rot, grün, lakhtifarben, blau erzielt, und auch für die Nachmittagskleider liebt man diese „Composés“, die dem Straßenbild jedenfalls eine erfreuliche Buntheit zuführen.

An einer Seidenrobe in Coq-de-roche-Tönung mit Doppelrock und weit herabfallender, in den Enden verknoteter Tunique bildet der leicht gefaltete, würfelförmig bestickte Gürtel aus Tüll in seinen grünen Würfeln die Vermittlung zu dem Grün der Chiffonärmel, die sich an das Chiffonjäckchen ansetzen, über dessen Schultern sich über den Schal aus Coq-de-roche-Seide eine Perlstickerei schmiegt, die beide Farben verschmilzt.

So stark auch der Kontrast ist, so wirkt er doch nicht unharmonisch,

und das gilt auch von einer Toilette aus fraise Crêpe à soie mit goldregenfarbener Garnitur. Man bewundert vielmehr die Kühnheit der Kombination, die doch von einem feinen Farbengefühl spricht.

Weißes Frottékleid aus dem Atelier Drecoll. Der reich geraffte Rock ist in der Vorderbahn geschlitt, und ein spitz verlaufender seitlicher Schoß ist ebenso wie die dreiviertellangen Ärmel und der en-cœur-Ausschnitt mit erdbeerfarbenem Samt besetzt. Bulgarische Motive schreien den Schluß der überaus einfachen Taille zu markieren, und ein gebrannter Tüllvolant ist an den Kragen angesetzt.

Nachmittagskleid von Paquin, aus marinesfarbenem Moiré antique mit eingesetztem Panier, glatter Taille mit hochroter Brokatweste, breitem Umlagekragen und angeschnittenen weiten Ärmeln.

Robe aus honigfarbenem Givrine mit Schottenseide aus dem Atelier Green. Der Rock ist in Kniehöhe gerafft, durch eine schalartige Drapierung aus schottischer Seide gehalten, die vom breiten gefalteten Gürtel ausgeht und mit einem Schärpenende abschließt. Die Taille ist gezogen, die Ärmel werden durch Tüll-puffen begrenzt, und um den runden Ausschnitt legt sich eine gebrannte Tüllrüsche.



PHOTO FELIX-PARIS-

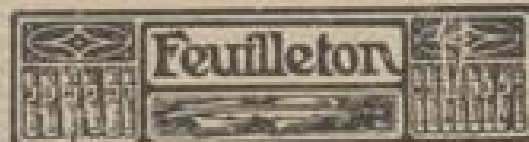
Modell Drecoll.

Modell Paquin.

Modell Green.

Pariser Originalmodelle des Modenhauses Gebr. Robinsonn.





### Klirrende Pforte.

Eliot von Marie Perle

© 1999 by the American Psychological Association, 0893-3200/99/\$12.00 DOI: 10.1037/0893-3200.13.4.555

Ein stiller Festtagsabend. — In den Straßen der kleinen Stadt bewegen sich die Menschen zahlreicher und lebhaftere Schritte denn gewöhnlich. Plötzlich ein starker Schauer erbt, von hellem Schweiß gesudert, unter noch unendlich schwerer Kopfbedeckung hervor; aber sie ist nicht unangenehm, die leichte Erfrischung, im Moment! Sie wird ein angenehmes Frühlings, eine unmittelbare Erquickung, doch es geht immer noch lange weiten Thau bis zum Abend, wirthlichen, hegreichen Tag. Heute — man weiß es und weiß es nicht darüber — heut' ist's nur ein kurzer Gedräng: Regen, Sturm und Kälte vorüber und müssen noch nachschreiben, aber dann — dann — —

„Nach „das alte Händlein“, das alle Jahre  
hier erschienen, wenige nur ihren richtigen  
Namen nach kennen, hat sich in dieser Epä-  
nachmittagsstunde auch einmal herausgemacht  
und läßt sich mancher stehen vom Stuhl her-  
ab. Auch ich ist hoch. Die Händlein-  
beine zu lassen, hat sie sich doch nicht  
getraut. Es hätte ja auch kaum irgend  
für einen oder zwei Tage, denn wer kann  
glauben, daß diese herrliche Wärme noch  
länger dauern werde! Aber die beiden ober-  
ten Knöpfe ihres Mantels hat sie geknöpft und  
den Schürer zurückgeschlagen. Er läßt ein  
gütiges und kleines Antlitz sehen, ein  
Mädchenantlitz wirklich wohl, aber keine

den erbitterten, verunsicherten Tagen Märsch  
bei großen Fragen, mit allerlei Zufallsfällen  
an der Hand, zu hell, zu warm und un-  
schönheitsvoll. Die haben unter jedem Satz  
und Zeichen auf, wo die Natur der Gedanken an  
den Zusammenhang des heutigen Tages.

Vogelsteden wird das alle Fährten nicht oft, obgleich sie, ein Kind der kleinen Stadt, ihr ganzes Leben am gleichen Ort verbracht hat; doch war sie niemals ein rechter Hingabe für die einheimischen Klatschhosen und Fälschmäuler, und das hat ihrer Popularität entgegenstehende Abwehr getan. Sie selbst aber grüßte am besten alle von denen, die ohne ein Verstandesmaßes Vorübergehen, und läßt ihre stillen Selbstgespräche dabei. „Sieh da!“ denkt sie bei der mancher, den sie noch langer Kameradschaft zum ersten Mal heute wieder im Auen trifft. Solch frohes Gelingen gilt wie den Mien, Bekannten, solchen, die sich im Herbst ankommen zum häuslichen Winterhof und von brennen wienens im Voraus wissen kann, ob der nächste Früh sie noch wiederfindet. Sie grüßt sie mit den Augen, bewundernd, wie sie die hohe Kraft des Silberharnes anerkennen muß, gerührt, wie sich die stillen Feingehirnschen Verfalls gut zu et ästhetisch in Wille und Haltung geübt haben.

„Lied der Jungen grüß' Sie, die heute hell  
Fugiert, weinungelirter und querschüßener Lieb,  
kenn' an solchen Tagen. Wie musket die  
bunten Spinnwebchen mit gelbweißen Netzen,  
wie oft die liebe Jugend die gleiche Straße,  
die Handhabe nasslich, und noch nicht  
brüht! Set' ihm Blumen ein, denn der  
Ständewahl und der Primrose ihr entgegen  
ist überboten Sie Sie nachsichtig ihren weichen  
und breiten.“

Wir sind am Ringels, bis uns die Kisten mit  
einer Kaskade beugen: „Nicht, ich  
komme!“ Das sind die von Herrn Hammerstein  
beschriebenen, die das Etwas noch überleben

und unauffälliger herberlicher Blatt, als bei  
auf einem Asten analysiert ist.

Und die Wälder sind die Gemüthsarten,  
Herbstblätter! Wie sie schön leuchten, aber  
bar, kaltenhauchig, als wüßte es so sein.  
Und fallen doch mit angetragenen Blüten  
bestäubt, werden mit gelblichen Eichen noch  
rührend, wie noch aus ihnen haben mag,  
bedeckten, bringen unendlich den Schritt,  
je nach Bedarf.

Das alte Spiel! Ach, wer das nicht  
kennt! Die Wagnisse hab' beinahe aufgegeben,  
einen Ios, die wirren Unterthling, verdammt,  
die Ueberrathen verlaufend, Gnadethier —  
da alle.

Und das gleiche, dringende Verlangen, das im tiefsten Innern Herdengens finden wir, nicht auch in den Vätern und Töchtern der Gärten. Das alte Arabien, Meist heben, auch hier über den Jann und dort, Bahrabab! Es sind keine neuen und heute ist Schmeißelchen betrogen worden und auf Arabiens Kalen liegt ein selber Strauch. Schmeißel ist auch schon auf allen Seiten, der Felsen gemeint. Ein harter, stähliger Sternchen schmeißel dem Schmeißel und eine Schwarzwedel sehr mit glumpen Böden über den geliebten Grund und hier schmeißel, das bedeutet mit dem golden Schmeißel auf dem Jann und dem Felsen schmeißel Schmeißel.

Jetzt will ich nur, dich von Weis. Ihre  
schonsten, ringumgehenden Wangen brechen sich  
redend, ihr Schloß (ich) auf und nieder;  
nun hebt sie sich mit harter, energischer Biege-  
lung dem Boden auf und steht mit durch-  
dringendem Blick, „bupp, bupp“ über den  
Bogen hinweg einem unbekannten Ziele zu-  
strebend, dem Menschen aber kaum vernicht-  
bar, mag der Mensch ihr nicht grüßen haben  
mit dem vollen menschlichen Wechsel.

Das alte Kriegerkreuz wappte den beiden aus  
guten Herzen ein glühendes Rinden und läßt  
der Augen suchend über die Tücher angestrichen  
der Häuser gleiten. Niemand, noch drüben auf  
dem Berg, als könnte's Schicksal sie zu dem

in manchen raschen verstaubten Abendstunden, hier eine Trüffel und ganz, ganz hart, wie im römischen Weltkaiserreich, bringt der noch müllige Wegführung aus ihrer Tiefe. So trau- rig, so ist! Das alte Schicksal muß immer aufsteigen, dieses Jahr, wie in so manchen andern Jahr über langen Jahren.

Und während Sie vorüberzogen, saßen neben ihr Hilfernd und räumend ein arbeitsloses Gefolge dahin, ungeduldig und ihrer eigenen Noth empfindend. Das Kommando droffelt ab und es herbergelassen, und man schreit es neben der Klammer, der ihr, hinter ihr, und Hüter unabhängig ein anderes, neues „Wacht du noch!“

Hab das alte Fräulein nicht, doch, bei  
seinem Woge steht für die ihm Begegnenden,  
hört nur auf die Stimme der Vergessenen,  
umarmet und tröstet. Jetzt geht ein Hoch  
durch ihre kleine Gestalt. Ja, ja, da tritt  
sie herein, die Pflanz, jene kleine, eilen-  
begeisterte, die man die ganze Straße hin-  
unter schreien hört. Was muß sie abgeben,  
mit allen Blumen reichlich zu spenden, ob er  
schnellen Schrittes kommt oder gemächlichen,  
denn das ruhet sich ganz demselben, ob vom  
Fenster seines Hauses ihm freundlich nachschaut  
oder nicht, ob er Bekannter auf der Straße  
erschäut, oder ob der Weg frei ist, der Weg  
zu ihr! — — —

Und sie verlangte mit dem Gang, jüggel,  
bucht; — aber kein Schritt mehr, niemand  
kann. — niemand.

Wissen auf dem Fußwege bleibt das aller  
Gründesten Beden, greift sich an der Quelle. Wo  
sollte sie nur, was war sie? Soll sie mit wahren  
Wegen gerettet? Die Pflanze, ob, ja, die  
Pflanze! Sie ist denn selbst, kann der alte,  
bekannte, erlebte Tag nachweisen in der noch  
heute, noch weiter — weiter Jahrest!

Nachrechnend rief Herr Gerbanten gerührt zu, da war ja wenigstens damals, aber doch bei nahe, und er — nun, kaum drei Jahre älter.

Und um jede Stunde eines, wenn sie vom  
Nachmittage heimkehrte, dann pflegte er hinter  
dem Vorhang zu stehen und nachdenklich zu  
bellen, ob sie in Sicht kam. — Und sobald  
sie auftauchte — Fu! vom Nagel, Trippel hin-  
unter, schnell, schnell, und innerwärts, flü-  
chtig aber geräuschlos, je nachdem, wie die Wä-  
nde auf die Außenwelt es gebot. Denn Auf-  
sicht hatten sie nehmen müssen, er, der Sohn  
des hohen Beamten, und sie, die angebliche  
Heine Müllerbeerin, flüchtig — — ach ja!

Aber die Worte, die Liebe, wohlwollende,  
mit ihrem Lachen, kumpfen, beghlückworn  
„Hum“, die hatte Kunde gegeben dem jungen  
Raben. „Ach auf!“ hatte sie geurien, und e-  
wee hatte sie aufspragt. Dem Huf, den ihr  
der Ton allermal künde die Witter geurgt. Dem  
hatte sie festlich nicht weichen können, auch  
nicht dem heigen Erglän, das höher und  
höher in ihre Wangen stieg, je näher der ge-  
liebte Schritt ihr kam. Er hatte ja fest  
barstet gracht, der heilige Spottvogel, und  
hat Net auf dem Glühden Ohr und Wangen,  
das im Goldprofil sichtbar wurde, überzand  
die Pläne der Liebe genannt, mit der sie ihn  
auch beehrte.

Was, und damit? Dann haben Sie für den  
kurzen Zeit der Strafe, Sie zu hängen hin-  
unter, arme fünf Minuten lang, schauher ge-  
ben, ich und mir, schauher von der Zeit,  
wo Sie sich gehen werden, frei und offen  
vor aller Welt, ein ganzes, ganzes Leben  
lang! — — Und damit?

Wach heute hat das alte Städtchen die  
bärtige Kaiserin empfangen, die Straßen-  
reinigung erreicht, jene Stelle, an der sie ein-  
mal sich trennen mußten. Sie blüht Leben,  
kühlt Schwere, staut die lange, menschen-  
bedrückte, von einer letzten Schuldigkeit kon-  
krete Straße gerad. Noch einmal will sie,  
leicht, leicht noch nicht. Die Worte, die  
fliehende Worte, durch die ihr das Kind ein-  
mal, heute, ist gefallen.



— wer verliert nach dem Lerne, wer versucht noch, ihren Wirkungen nachzugehen? Sie sind überwunden, fast schon ein wenig vergessen von einem schnelllebigen Geschlecht, das immer anderen Dingen zueilt, immer andere Reize sucht. Tango, One-step, Baby Polka, Mazurka, Walzer beherrschen jetzt den Ballsaal, und der erste Tango-Par, in dem Herr Rudolf H. H. H. nach dem Atlantic-Casino eingeladen wurde, wurde in einem artistischen Ereignis, ja in einer gesellschaftlichen Sensation.

Trotzdem man seit Beginn der Saison den Tango zum Gesellschaftstanz erhoben hat, trotzdem langstriche Menschen beiderlei Geschlechts und juglicher Altersklassen sich seit einigen Wochen rechtlich mühen, in die Verhältnisse dieses kunstvollen Tantes einzuführen, gibt es doch noch sehr viele, die den Tango nicht kennen, die vom Rhythmus dessen wieder nur den Namen gehört haben und sich den Unterschied zwischen One- und Two-step nicht zu erklären vermögen. Und solcher andere sind da, denen die vielgestaltigen und abwechslungsreichen Pas des neuen Tantes mehr Interesse erwecken als alle die bedeutungslosen Stützen, die auf unserer umgestaltenden, neuen Werte leuchtenden Gegenwart stehen. Durch ihr Wissen und Denken geht dieses kunstvolle Entwerfen, dieses weiche, hingehmende, in- und auswärts- und Auswärtsbewegen, dieses Einwärts und mit einer anmutigen Verdrängung Auswärtsbewegens. Sie haben sie in einem geistreichen Trubel gemacht. Und die Tanzmeister haben goldenen Lohn.

Nicht nur die Jugend wendet sich zum Erlernen. Rastlose, deren Namen in der Gesellschaft einen Klang haben, vielbeschäftigte Mütter, überbürdete Töchter, Anwälte, in deren Paraden schwer zu blende Prospekt ihrer Vorfahren waren, stehen zwischen wichtigen Konstellationen eine Tangosunde ein,



Der erste Pas zum Tango

Ein anderes Paar erscheint: Fräulein Ella H. H. H. und Herr Paul H. H. H. und mit ihnen ist der Wirkgroßer Jugend. Ihre idealistische Schamhaftigkeit, ihre im Reinen wachsende Kunst haben die abschließenden Reize einzelner Pas. Zeitlich, wie die moderne Tanzkulturbewegung mit diese Tante abgibt, ist. Dieser lehrreiche Gang der prägenden Tanzkunst, dieses Schmelzens und Mischens der ganz eng anliegenden Tante, die in ihrem die Rhythmen nachfolgenden Nachkommen jede Bewegung genau erkennen lassen. Der kurze, geistliche, schleppende Pas, der es ermöglicht, die beweglichen Tante zu beobachten, ihrem lebendigen Spiel aufmerksam und bewundernd zu folgen. Dazu ist der Körper durch die heutige Tracht mit ihren breiten, die Taille umschlingenden Schürzen viel weniger einschränkt als durch das frühere Prägung mit seiner Partien Bewegung der sehr schärfe abgetrennten Taille. So werden die Bewegungen freier, der Rhythmus wird lebendiger, die Gestalt elastischer, und in diesem ruhigen auf- und abgehenden Tante werden die besten Rhythmen der modernen Tante zu einer ungeheuren Freude mit. Hier glüht ein Wort, wie man es auf den Gemälden von Rubens bewundert, dort glüht ein Wort, das an Rembrandt erinnert, und aus der Linie heraus kommt ein goldschimmerndes Bild von impressionistischer Kraft.

Wieder treten die tanzenden Paare zu- und ab, um aus dem Rhythmus zu schauen und zu werden. Herr H. H. H. und seine Tochter, Herr Paul H. H. H. und Fräulein Ella H. H. H. tanzen alle Phasen des Tantes, und während man ihnen zusieht, spürt man ganz deutlich, wie viele abschließenden Worte sie in die Kunst ihrer Beherrschung mischen.



## Eine Alltagsgeschichte.

Stizze von Marie Pego.

Christel Timm ist erst sechzehn Jahre alt und bereits seit zwei Monaten im Dienst bei Frau Lint. Ihre Mutter ist jahrelang Gemüsefrau im Lint'schen Hause gewesen, und Frau Lint hat sie, die Christel, über die Taufe gehalten. Als dann die alte Mutter Timm mit ihrem Karren nicht mehr zur Stadt ziehen konnte, das Geld im Hause aber nicht reichlicher wurde, entschloß sie sich, ihre Tochter in Dienst zu geben, und da Frau Lint gerade ein neues Mädchen suchte, so bot ihr Mutter Timm ihre Christel an. Die Dame besah sich das muntere, dralle Ding von oben bis unten, sie hatte es seit der Einsegnung vor zwei Jahren nicht wieder gesehen und erklärte sich bereit, ihr Heil mit ihrem Patenkinde zu versuchen.

Da fiel der armen Mutter Timm ein Stein vom Herzen, denn sie glaubte ihre Tochter wohl aufgehoben im Hause der Frau Lint, die für sehr fromm und mildtätig galt. Ehe sie ihre Christel ziehen ließ, legte sie dieselbe noch einmal ihrer neuen Herrschaft mit eindringlichen Worten ans Herz, und Frau Lint versprach der Alten gerührt, das unerfahrene Ding vor aller Anfechtung nach Kräften zu schützen und für sein leibliches Wohl zu sorgen, als sei's ihr eigen Kind. — Da war Mutter Timm beruhigt und starb vierzehn Tage später in Frieden.

Christel verwand den Verlust leicht in den neuen Verhältnissen. Ihre Herrschaft war nicht schlecht zu ihr, gab ihr reichlich zu essen, schickte sie regelmäßig zur Kirche und sogar noch an jedem Sonntag in einen Gesellschaftsabend für Dienstmädchen, den ein würdiger Geistlicher leitete. Die unschuldige Christel wünschte sich während der zwei Monate ihres Aufenthaltes im Lint'schen Hause nichts anderes, als die sonntäglichen Erbauungen, die frommen Gespräche und den dünnen Tee, den jene Unterhaltungsabende mit sich brachten.

Sie lebte sorglos in den Tag hinein und freute sich im geheimen, als Frau Lint ihr eines Tages ankündigte, daß sie mit ihrer Tochter eine vierwöchige Reise anzutreten gedenke. Christel sollte derweilen das Haus hüten und die Maler beaufsichtigen, die kommen würden, Küche und Kammern zu streichen.

Und Frau Lint tat, ehe sie reiste, ein gut Stück Geld in die Kasse der „Ferienkolonie“ und bedachte nicht, daß ihr Patenkind mit ihren sechzehn Jahren trotz allen bis jetzt bewiesenen Reigungen etwas leicht sei, wie Mutter Timm sich ausgedrückt hatte, daß Malergefellen oft ein lockeres Völkchen sind, und daß es besser gegen das Mädchen gehandelt wäre, sie für die Zeit der Reise beim Pfarrer ihres Heimatdörfchens in Kost zu geben. Sie fuhr vergnügt mit ihrer Tochter ab; die junge Christel aber blieb allein zurück.

Die ersten vierzehn Tage waren verstrichen. Christel hatte sie mit Reinmachen und Häkeln zugebracht. Nun aber kam Leben in die verödete Wohnung. Der Maler rückte ein, denn der Meister hatte nicht für nötig befunden, mehr als einen Gefellen zu schicken. — Am ersten Tage gab es für Christel wenig in der Küche zu schaffen, am zweiten aber schon allerlei. Geschäftig hantierte sie am Herd und in der noch nicht mit Farbe beflachten Ecke und der Geselle stand auf der Leiter, pinselte und guckte zwischendurch auf das niedliche kleine Dienstmädchen herunter, das ihm mit seinen hellen Augen und Haaren, den runden Armen und Wangen ganz ausnehmend gefiel. Joseph Schwarz, so hieß der Geselle, machte seinem Namen alle Ehre. Schwarz war fein Kraushaar, schwarz waren seine Augen, Wimpern und Brauen, schwarz war das feste Schnurrärtchen über den trotzig aufgeworfenen Lippen und das Antlitz so dunkel, wie es nur irgend bei einem Europäer sein kann.

Christel und Sepp waren somit vollkommene Gegenstücke, und da sich solche nach alter Regel anzuziehen pflegen, so taten sie's auch in diesem Fall. Am dritten Tage lachten und schwatzten die beiden schon zusammen wie altbekannte Freunde, und am vierten sangen sie sogar, Christel vorzüglich Volkslieder, Sepp einen Gassenhauer nach dem andern,

mit oder ohne Text, wie er es gerade wußte. Das blonde Dirnlein stand dabei und lachte, und als er zu Ende war mit seinem Wissen, fragte sie: „Woher hast du denn all das schnafsch Zeug?“ „Aus dem grünen Bock“, antwortete er und zog einen feinen Strich an die weiße Wand. „Was ist das?“, forschte Christel, „der grüne Bock?“ „Das weißt du nicht mal?“ verwunderte sich Sepp, „ja, gehst du denn nie zum Tanz?“ „Nein“, gestand das Mädchen, „ich gehe nur zum Herrn Pfarrer in den Gesellschaftsabend.“ Da lachte der Geselle ganz gewaltig. „Na, da wird's Zeit, daß ich dich mal mitnehme“, sprach er großmütig, „sei am Sonntag um drei Uhr an der Ecke, dann führe ich dich in den „grünen Bock“, da sollst du was erleben, hopp hei.“ Doch Christel machte ängstliche Augen und getraute sich nicht, ja zu sagen. Er aber überstimmte alle ihre Gegengründe, und als er am Abend ging, hatte er ihre Zusage.

Der Sonntag kam, und Christel stand Schlag drei an der Ecke, frischgewaschen, mit feuerrot geriebenen Ohren und glattgestriegeltem Haar, ihr Konfirmationskleid mit einer silbernen Brosche geziert. Und Sepp kam mit Schlapphut und grellroter Krawatte, faßte sie unter den Arm und führte sie im Triumph zum „grünen Bock“. Es ward ein sehr schöner Tag und Abend, und die Kirchenuhr schlug bereits Mitternacht, als Christel heimwanderte, mit müden Augen und durchgetanzten Schuhsohlen.

Es blieb nach diesem Sonntag noch eine ganze Woche übrig, bis Frau Lint wiederkam und somit Zeit genug, sich noch enger zu befreunden. Das taten die Beiden ehrlich, und Christel lebte wie im Traum. Daher bemerkte sie auch nicht, daß drüben im Nachbarhaus die Mädchen hinter der Gardine standen und gewissenhaft abzählten, wieviel Küsse der Sepp seiner Dirn aufzwang. Und sie beobachteten ferner mit der größten Anteilnahme, daß der schmutzige, braune Geselle stets noch lange nach Feierabend bei der Christel saß, und einmal gar sahen sie ihn erst mit sinkender Nacht davonschleichen. Das gab ihnen viel zu denken.

Am anderen Morgen kam der Sepp nicht. Es war der letzte Tag vor Frau Lints Heimkehr und die Arbeit bis auf ein paar Nachbesserungen beendet. Statt seiner kam um Mittag ein anderer Geselle und erklärte, daß sich der Joseph nicht zur Arbeit beim Meister vorgestellt, weshalb nun er, der Martin, die Kleinigkeit beenden müsse. Die Nachricht fuhr der Christel in die Glieder; sobald sie konnte, rannte sie nach Sepp's Herberge. Kein Sepp dort, — nirgends ein Sepp, nirgends. — Da ward ihr Antlitz fahl, ihr Auge trüb, und sie schlich heim, eine arme Verlassene.

Am nächsten Abend kehrte Frau Lint wieder zurück mit roten, sonnenverbrannten Backen, ihre Tochter desgleichen; aber ihr kleines Dienstmädchen war mittlerweile blaß und sehr, sehr still geworden. Sie sumnte nicht mehr bei halböffneter Küchentür, und ihr Blick war so müde, als quäle sie ewiger Kopfschmerz. „Sie wird die Bleichsucht haben“, dachte Frau Lint und kümmerte sich nicht weiter darum. Bald aber machte sie das völlig veränderte Wesen ihres Patenkindes stutzig. Sie fragte unter der Hand bei den Nachbarn herum und vernahm allerlei schwarze Geschichten. Da zog sie die fromme Stirn entrüstet in Falten und jagte die junge Christel Hals über Kopf mit Schimpf und Schande aus dem Hause.

Das Mädchen ließ alles still über sich ergehen, — wie hätte sie sich auch verteidigen sollen? Als die Tür der Lint'schen Wohnung hinter ihr zufiel, da stand sie vor der großen Frage: „Wohin?“ Sie wußte es nicht, es gab für sie keine Zuflucht in ihrem großen Elend. Ziellos zog sie in die weite Welt, hat keiner je erfahren, was aus ihr geworden, hat auch keiner je danach gefragt.

Wer sollte auch? —

## Zum neuen Jahr.

Die Zeit. — Ein Jüngling (Dialog).

Jüngling: Was willst du, Weib? Was bleibst du vor mir stehn?

Zeit: Ein Jahr ist hin, seit dem du mich gesehen.



dicht an seine verbundene Wange legend, flüsterte sie ihm zu:

„Ich bleibe bei dir, Sibö, sei ruhig, ich gehe nicht von dir.“

Da zog etwas wie der Schein eines Lächelns über die eine Hälfte des Gesichtes, die nicht verletzt war, dann schloß der Kranke ermattet die Augen.

Der Arzt winkte allen, das Zimmer zu verlassen, nur er und die Schwester blieben zurück.

„Wird er leben?“ fragte Heinrike noch in der Tür mit einem so gequälten Ausdruck im Gesicht, daß der Arzt nur zögernd antwortete:

„Ich weiß es nicht, gnädige Frau. Ihr Herr Gemahl hat eine so ausgezeichnete Konstitution, daß wir trotz der schweren Verletzungen doch hoffen können. Die ganze rechte Seite ist verbrannt, eine einzige, furchtbare Wunde. Wenn keine inneren Komplikationen hinzutreten, dann hoffen wir, ihn durchzubringen.“

Heinrike dankte dem Arzt, dann winkte sie den Kassierer, der auch mitgekommen war, und der bis jetzt bleich und zitternd an der Tür verharrte, in ihr Zimmer, wohin ihr auch Rolf Vandener folgte.

Die Dienerschaft stand schon in den Gängen herum, und aus dem Garten schallte noch immer Stimmengewirr wie drohendes, dumpfes Gemurmel herauf.

Heinrike konnte sich kaum noch auf den Füßen halten. Sie fühlte, auch dieser Mann da, der nicht wach noch wankte, brachte ihr nichts Gutes.

„Wollen Sie nicht erzählen, Herr Bornstein,“ forschte sie, auf einen Sessel deutend, „was sich zugetragen. Sie können ungeschont sprechen, Herr Doktor Vandener ist, wie Sie wissen, ein treuer Freund unseres Hauses.“

Der Kassierer räusperte sich verlegen.

„Es ist so schwer, gnädige Frau, man weiß gar nicht, wo anfangen. Heute morgen ging es schon an.“

Als ich ins Kontor kam, sah ich zu meinem Schrecken, daß unsere beiden, großen Geldschränke weit geöffnet waren, und voller Entsetzen gewahrte ich, daß die Summe von 200 000 M., die zur Deckung der in diesen Tagen fälligen Wechsel bestimmt war, fehlte.

Ich war zuerst so bestürzt, daß ich gar nicht wußte, was ich tun sollte. Ich telephonierte an Herrn v. Eschenbach, aber ich erhielt keinen Anschluß. Ich schickte zu Mister Derham, um dort zu meinem Schrecken zu erfahren, daß Mister Derham abgereist sei, wohin, unbekannt. Nichts Gutes ahnend, lief ich zur Polizei, die gleich an alle Bahnhöfe ihre Depeschen sandte, aber bis jetzt haben wir noch keine Spur von dem Verschwundenen. Als Herr v. Eschenbach endlich kam, fand er auf seinem Schreibtisch einen Brief vor — hier ist er — ich fand ihn zusammengeballt an der Erde.

Wie ein Wahnsinniger lief Herr v. Eschenbach dann plötzlich ins Kesselhaus.

„Zurück, zurück,“ brüllte er die Leute an, die in der Nähe des Kessels beschäftigt waren, „es geht ans Leben.“

Er stürzte auf das Ventil zu, aber in demselben Augenblick flog auch schon der Dampfkessel in die Luft. Das ganze Kesselhaus ist zerstört. Im Laboratorium war alles ein Feuermeer. Fünf Tote, gnädige Frau, und außer Ihrem Herrn Gemahl drei schwer verletzt.“

Heinrike saß wie vernichtet in ihrem Stuhl. Sie konnte auch nicht ein einziges Wort finden, so zerschmettert fühlte sie sich.

„Und Sie glaubten,“ fragte Doktor Vandener, „daß Mister Derham es war, der mit dem Gelde auf und davon ging?“

„Bitte, wollen Sie den Brief lesen? Es kann gar kein Zweifel darüber sein.“

Rolf las, ohne Heinrike anzublicken. Er konnte es kaum noch ertragen, sie so leiden zu sehen und ihr nicht helfen zu können, dann las er halblaut den winzigen Brief des Amerikaners.

„Deinetwegen, mein alter Freund, gab mir ein schönes Meerfräulein einen Korb. Wer weiß, ob ich nicht an ihrer Seite noch ein ganz ordentlicher Kerl geworden wäre. Aber die Frauen sind mir hier zu tugendsam, auch die deine. Ich

habe es satt, mich hier in Eurem langweiligen Deutschland herum zu plagen. Ich nehme mit, was mir erreichbar ist, und damit du nicht allzusehr drinsitzest, alter Junge, habe ich vorgesorgt, daß ein kleines Malheur am Dampfkessel passiert. Du hast dann die Feuerversicherung und kannst dich so leidlich rausrappeln. Laß den Wisch hier sicher verschwinden, und grüß mir die schönen Frauen, die du immer so leichtfertig betrogen hast.“

„Ich lache über dich, betrogener Betrüger.“

Der Brief hatte weder Ueber- noch Unterschrift.

„Das ist ja entsetzlich,“ stöhnte Heinrike, „das ist ja zum Verzweifeln.“

„Ruhig, ruhig,“ bat Rolf Vandener, und zu dem Kassierer fuhr er fort:

„Wie denken Sie sich die Entwicklung?“

Der Mann zuckte mit einem bezeichnenden Blick auf Heinrike die Achseln.

„Wenn die Summe nicht umgehend beschafft werden kann, und noch mehr, so bin ich gezwungen, auf das Gericht zu gehen und den Konkurs der Fabrik anzumelden.“

„Und was würde denn weiter geschehen?“ fragte Heinrike tonlos.

„Es ist ja möglich, daß man über Herrn v. Eschenbach die Untersuchungshaft verhängt, es ist aber auch möglich, daß man, in Anbetracht seines leidenden Zustandes, ihn gegen Kaution auf freiem Fuß läßt.“

„Und wie viel Geld würde notwendig sein, dieses Entsetzliche abzumenden?“ fragte Heinrike in einem ganz geschäftsmäßigen, kühlen Ton, der Rolf Vandener erschreckte.

„Vielleicht ließe es sich mit 300 000 M. machen, genau kann ich im Augenblick die Summe nicht angeben.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Heinrike, dem Kassierer die Hand reichend. „Wollen Sie mir versprechen, es zu versuchen, bei den Hauptgläubigern einen kurzen Aufschub zu erlangen?“

„Es sind ja meist kleine Leute, gnädige Frau. Die Aktien, die eine so hohe Dividende geben, werden rapide fallen, und ich glaube nicht, daß trotz großer Opfer der Ruin sich wird vermeiden lassen.“

„Um Sie Ihr Möglichstes, lieber Herr Bornstein, ich will inzwischen versuchen, die nötigen Mittel oder doch wenigstens einen Teil herbeizuschaffen.“

„Es wird wenig nützen, gnädige Frau. Das Unternehmen ist zu wenig solide angelegt. Alles ist künstlich in die Höhe geschraubt. Ein Kartenhaus auf unsicherem Grund, das hält nicht.“

Der Mann war gegangen.

Heinrike stand schwerfällig auf. Ihre Füße trugen sie fast nicht mehr.

„Nun hat das Schicksal gesprochen, Rolf Vandener,“ sagte sie mit verschleierter Stimme. „Zur selben Stunde, da ich Ihnen meine Liebe offenbarte, da ich es duldete, daß Sie mich an Ihre Brust zogen, da riß ein anderer ein neues Tor des Lebens für mich auf. Dunkel dräut die Pforte, aber ich gehe den Weg voll festen Mutes und voll gläubiger Zuversicht bis zum Ende.“

Etwas Hoheitsvolles, Erschütterndes sprach aus den großen, leidvollen Augen, die jetzt mit strahlendem Glanz in die feinen tauchten.

„Sie haben Ihre Pläne geändert, Heinrike,“ nahm Rolf Vandener mit abgewandtem Gesicht, und, wie es schien, voll leiser Bitterkeit das Wort. „Alles, was er Ihnen tat, ist ausgelöscht in Ihrer Seele?“

„Nein, Rolf, das lebt in all seiner Grausamkeit unvergessen in meiner Brust. Dem Gefunden, dem Leichtfertigen, Frivolen hätte ich ohne Zaudern den Rücken gekehrt, dem Unglücklichen dort, der sich in Schmerzen windet und dem vielleicht noch ein furchtbares, weltliches Gericht droht, den darf ich nicht verlassen. Wie sollte ich wohl dereinst vor meinem Kinde bestehen, wenn ich seinen Vater im Elend allein sterben ließe? Sie selbst, Rolf, wenn Ihre Seele auch in Schmerzen bebt, sind ja auf meiner Seite, denn Sie selbst haben ja trotz alledem nicht aufgehört, Sibös Freund zu sein, und daß Sie das bleiben mögen, das ist die einzige Bitte, die ich habe in dieser Stunde.“

(Fortsetzung folgt.)



## Sehnsucht

Seit ich nicht bei dir bin,  
Ward mir noch keine Stunde,  
Da ich nicht Sehnen trug  
Nach dir und deinem Munde;

Da meiner Nächte Traum  
In Muffers Garten bliebe  
Und nicht hinausgeirr  
Nach deiner Liebe.

Seit du nicht bei mir bist,  
Ward ich dein eigen,  
Und meine Sehnsucht klagt  
Und kann nicht schweigen.

Und scheucht mit ihrem Schritt  
Die Stille aus den Gassen,  
Und weint nach dir wie ein Kind  
Und will sich nicht trösten lassen.

Helene Brauer.



## Im Quartier / Skizze von Marie Pego

Heinrich Detjen lag still auf dem Rücken und blickte zur Zimmerdecke empor. Neben ihm auf dem Nachttisch brannte die elektrische Stehlampe und beleuchtete hell die Gegenstände des Raumes um ihn her, des lieb gewordenen Raumes, den er morgen verlassen sollte.

Der junge Soldat suchte sich dieses unbekannte „Morgen“ vorzustellen, und als ihm das nicht gelingen wollte, ließ er seine Gedanken rückwärts gleiten, zu jenem Tage vor nun bald vier Wochen zurück, wo er zum erstenmal die Roehlsche Villa betreten.

Wie bang und zaghaft hatte er draußen gestanden am eisernen Gittertor, das den wohlgepflegten Garten gegen die Straße hin abschloß. Immer von neuem hatte er auf den Quartierzetteln gestarrt, den er in der Hand hielt, und nicht begreifen können, daß er, gerade er, Unterkunft erbitten sollte in diesem feinen Hause. „Für einen Offizier wäre das!“ hatte er vor sich hingemurmelt, „für einen Leutnant, aber für mich — —“ Endlich, da ihm nichts anderes übrig blieb, hatte er sich doch zum Durchqueren des Gartens und zum Läuten an der Haustür mit den blanken Beschlagen entschlossen, und wie freundlich hatte man ihm aufgefah! Das weißbeschnürzte Dienstmädchen schien bereits von ihm zu wissen: „Also Sie sind der Soldat, den wir kriegen“, und mit ähnlichem Gruß war er droben im Wohnzimmer von der Dame des Hauses empfangen worden: „Nun, da wären Sie ja! Seien Sie willkommen in meinem Hause; so viel an uns liegt, soll es Ihnen an nichts fehlen!“

Wie im Traum war er der feinen, schlichten, noch jugendlich beweglichen Gestalt in das Zimmer hinübergefolgt, das ihm selbst anzuweisen sie sich nicht nehmen ließ. Es war, wie das Dienstmädchen ihm später verriet, das richtige Gastzimmer des herrschaftlichen Hauses, das Zimmer, in dem die eigenen Gäste der Roehlschen Familie Unterkunft fanden. Da stand er nun, der junge Fabrikarbeiter, den seine schlecht sitzende, viel zu weite Uniform auf einmal berechnigen sollte, in diesem vor-

nehmen Hause Gastrecht zu beanspruchen, stand und wußte nicht, was tun.

In einer halben Stunde werde gegessen, hatte die Dame gesagt. Sein Herz schlug schwer. Würde man ihn in die Küche schicken oder gar — ins Zimmer nehmen, wo die Herrschaften selber speißen? Angstlich blickte er auf sein mitgebrachtes Bündel, dann in den hohen Stehspiegel, der seine ganze magere, kindliche Gestalt zurückwarf. Was tun? Was nur tun? Bürsten und waschen, — das war sein rettender Ausweg. Und er striegelte die ohnehin Millimeter kurzgeschnittenen blonden Haare und goß sich behutsam die ganze große Schale voll Wasser. Mehrere schneeweiße Handtücher lagen bereit und zwei Stücke Seife, eins, das nach nichts roch, und eins mit einem wunderbar feinen Veilchenduft. Heini Detjen wählte das duftende und wusch sich Gesicht und Hände, bis sie brannten.

Das Abendbrot wurde dann anfangs eine richtige Qual. Man schickte ihn, wie er schon vorausgeahnt, nicht in die Küche, sondern er saß in dem großen, blendend hell erleuchteten Speisezimmer als Dritter an dem zierlich gedeckten, kreisrunden Tisch, neben Frau Roehl, und Carl Roehl, dem Sohn des Hauses, schräg gegenüber.

Heini Detjen war im heimatlichen Berlin unter seinesgleichen schon ein ungewöhnlich stiller Junge, ein Duckmäuser, wie die Genossen in der Fabrik ihn nannten. Hier, am Herrschaftstisch der Villa Roehl, war ihm, als dürfe er den Mund nicht einmal zum Essen aufstun. Mühsam schluckte er an den doch so fein geschnittenen Brotscheiben, und die warmen Würstchen, die es dazu gab, wurden ihm kalt auf dem Teller. Die Dame und der Herr zogen die Haut davon ab, während er — drei Bissen hatte er schon gegessen, ehe er bemerkte, wie sie es machten, und als er es ihnen dann nachtun wollte, gelang es ihm nicht.

Frau Roehl warf ihrem Sohn über Heinis Kopf hinweg einen Blick zu; dieser fühlte es deutlich unter nur tieferem Erglühen; dann spürte er auf einmal ganz schnell und leise eine weiche Hand, die



über die seine strich, und eine warme, gute Stimme sagte ein paar Worte zu ihm, nur drei Worte waren es, doch sie machten mit einem Schlag das ganze Zimmer zu einem anderen. „Mein lieber Junge“, hatte diese Stimme gesagt, ja, das sagte sie, und Heini blickte auf und schaute in ein mildes, von Liebe leuchtendes Gesicht, das das einer Mutter war. Des Sohnes Stimme aber folgte ruhig, in sachlicher Erwägung nach: „Sehen Sie, Detjen“, so redete er ihn an, und dann erklärte er dem jungen Soldaten, daß man ihm für die kurze Zeit seines letzten Stationmachens auf deutschem Boden eine Heimat habe geben wollen und ihn deshalb zu sich ins Zimmer genommen habe, in den Kreis der eigenen Familie, der ja so klein sei, nur zwei Personen groß. Wenn er von zu Hause her vielleicht an einfachere Zustände gewöhnt sei, so dürfe ihn das nicht bedrücken. Der Krieg löse alle Gegensätze aus; Ein jeder Soldat, der sein Leben einsehen wolle fürs Vaterland, sei ein lieber Kamerad; was er daheim im Frieden gewesen, wäre gleichgültig.

Da hatte der junge Heini einen Seufzer tiefer Erleichterung getan und danach mit ganz neuem, hellem Blick von einem zum anderen geschaut. Ja, wenn die hier so dachten, wenn sie schon erraten hatten, daß er im gewöhnlichen Leben nichts als ein ganz einfacher Arbeiter war und ihn trotzdem haben wollten, dann — — —

Und das blasse Duckmäusergesicht, das für den mütterlichen Blick der Frau Roehl von Anfang an nur ein rührendes Kinderantlitz gewesen, blühte auf, und die schönen und tiefen blauen Augen begegneten frei und glücklich den ebenfalls tiefen und blauen Carl Roehls.

Nach beendeter Tafel ging Heini Detjen ohne Zieren mit ihm in das gemeinsame Wohnzimmer hinüber. Als er ihm eine Zigarre anbot, mußte er lachen, und als Carl darauf bemerkte, er rauche ebenfalls nicht, da er nicht ganz gesund sei, machte Heini ein bedauerndes „Ach!“. Kurze Zeit darauf wagte er dann seine erste selbständige Frage: „Aber wenn Sie ganz gesund wären, dann gingen Sie doch natürlich auch als Freiwilliger mit?“

Carl Roehl sah auf seine Hände. „Ich glaube — nein“, antwortete er langsam, und dann nach einer kleinen, bekommenen Pause: „Ich bin Künstler, sehen Sie —“. Da hatte der Wiedereintritt Frau Roehls das Gespräch unterbrochen. Detjen aber fühlte sich durch Carls Worte auf einmal wieder meilenfern — fern, fremd und doch zugleich ein bißchen überlegen, denn er war Freiwilliger, und das war jetzt das Höchste. Verstanden hatte er Carls Ablehnung nicht ganz, nachfragen mochte er nicht, und während er noch daran herumrätselte, hatte Frau Roehl gesagt, daß er müde aussehe und daß es Schlafenszeit für ihn sei nach dem anstrengenden Tage. Da war sein erster Tag im neuen Quartier zu Ende. —

Es folgte ihm eine Reihe weiterer, die sich nur wenig in ihrem Verlauf voneinander unterschieden. Die Stunden des Tages verschlang — eine Mit-

tagspause abgerechnet — der Dienst; die Abende waren frei, wofür nicht Wachtdienst oder Nach Übungen angesagt wurden.

Und Heini Detjen genoß an diesen Abenden eine Heimat, wie Carl Roehl es ihm in Aussicht gestellt. Am vierten oder fünften Abend hörte er dann Carl spielen, und während er vornüber gebeugt auf seinem Stuhle saß und, die Hände zwischen den Knien herabhängen lassend, lauschte, da fühlte er mit klopfendem Herzen, daß Carl ein Recht gehabt, sich einen Künstler zu nennen. So etwas hatte Heini Detjen noch nie gehört! Wie das sang und klagte aus dem mächtigen Klavier, das Carl Roehl einen Flügel genannt; wie es flüsterle und seufzte und flehte, um dann zu einem Dröhnen und Drohen anzuschwellen, das Heini bis in die Seele erschauern und sich bebend halb vom Stuhl aufheben ließ!

Wie betäubt, jedes Wortes unfähig, saß er da, als das Spiel verklungen, und Carl stand auf, ging seiner Gewohnheit nach im Zimmer hin und wider und hielt dann vor Heini inn: „Sehen Sie, Detjen, darum hab' ich gemeint, nicht freiwillig mitgehen zu dürfen, selbst wenn ich könnte, darum! Verstehen Sie jetzt? Ich habe das Gefühl, als hätt' ich in der Zukunft noch Endloses der Welt zu geben, was nicht jeder kann, nein, gewiß nicht jeder, der da mitgeht. Wohl sagen viele unter den Künstlern, es sei ihre Pflicht, zu kämpfen, weil die Kunst nur im Frieden gedeihe, aber wenn sie einem die Hände zerschlagen, was dann?“

Er hielt die schlanken, feinen, nervösen Spiegelfinger wie in Qual von sich gestreckt und blickte darauf mit leisem Erschauern. Doch dann lächelte er. „Im Grunde“, sagte er, „kommt das ja schließlich gar nicht in Betracht, denn ich bin nicht einmal zum Landsturm tauglich, aber auseinandersehen muß man sich doch innerlich mit dieser Frage, fühle ich.“

Wieder verstand Heini nicht ganz, aber er sah den leidenden Ernst in Carl Roehls Gesicht, die zarte Güte in seinen Augen, und hatte ihn lieb. Wohl und weh aber ward ihm, wenn er Mutter und Sohn zusammen sah, eines dem anderen so ähnlich wie Geschwister, eins mit dem anderen so frei und warm, als wären sie Freunde. Und doch hatten sie daneben noch Liebe übrig für einen Dritten, der Heini selber war. In diesem Hause, in dem alles milde war, gedämpft und schön, saß der kinderjunge Fabrikarbeiter aus Berlin O. in seiner schlotterigen Kommissuniform und genoß Heimatrecht, und während seine trotz aller guten Pflege blassen Lippen nur wenig sprachen, sogen seine Augen mit großen Blicken alles ein, was es um ihn her zu sehen gab und ließen es in eine Seele dringen, die siebzehn Jahre lang unbewußt hungrig gewesen war. — — —

Drei Abende, bevor Heinis Regiment nach Frankreich aufbrach, gab Carl Roehl ein Konzert



zum Besten erblindeter Krieger. Heini Detsen saß neben Frau Roehl in der vordersten Reihe, sehr stolz und innerlich wichtig und zum erstenmal in Feldgrau. Und Carl Roehl nickte ihm zu und ebenso die Geigerin, die mit ihm auftrat. Heini hatte sie schon im Roehlschen Hause gesehen. Als er eines Mittags etwas früher zum Essen kam, saß sie neben Carl im Wohnzimmer. Heini hatte sich zurückziehen wollen, aber schon hatte ihm das junge Mädchen die Hand entgegengestreckt, Carl sie ihm als seine Freundin bezeichnet, und Heini mußte bleiben. Sehr befangen und etwas neugierig zugleich sah er bald auf das feine Fräulein, bald auf Carl Roehl. Wie seltsam sich die beiden benahmen, sprachen über Theater, Musik, über Bilder, die sie gesehen, Bücher, die sie gelesen, immer dazwischen das Wort an Heini über allgemein verständliche Dinge richtend. Kein einziges Mal jedoch lachten sie dabei oder warfen sich Blicke zu oder berührten sich gar. Man merkte auch nicht, daß sie etwa den Wunsch danach hatten und es vielleicht nur aus Schicklichkeit unterließen. Heini staunte. Wenn seine Genossen vom Fabrikhof mit ihren Freundinnen nach Hause gingen, da hängte immer eins beim andern ein oder sie haschten und kniffen sich, auf offener Straße sogar, und wenn die Kameraden in der Kaserne von ihrer Freundin sprachen, so meinten sie immer den Schatz. — Auch hierin lernte Heini Detsen im Roehlschen Hause etwas Neues, und er nahm es in sich auf mit ehrfürchtigem Sinn.

Das Konzert, das die beiden dann eine Woche darauf gegeben, war wunderbar gewesen, über alles Reden schön! Gerade jetzt, an diesem letzten Abend, mußte Heini wieder daran denken, und er reckte eben die Hand, um sein Taschenbuch vom Nachttisch zu nehmen, worin er das damals erhaltene Programm verwahrte, als die Tür sich leise aufstieß und Carl Roehl den Kopf hereinsteckte. „Störe ich, Detsen? Wir haben, Sie hatten noch Licht, und erst wollte Mutter selbst nach Ihnen sehen, aber sie meinte doch, es sei Ihnen am Ende verlegen. Da möchte nun ich einmal nachschauen, ob Sie trübe Gedanken haben, vielleicht ein bißchen plaudern, sich aussprechen möchten oder sonst einen Wunsch hätten. Es muß doch seltsam sein!“

Heini verstand, daß er das morgige Ausziehen meinte und nickte. „Ich dachte bloß nach“, sagte er einfach. Carl zog sich einen Stuhl heran und ließ sich nieder. Er sagte gar nichts, wartete ruhig ab, in der richtigen Voraussetzung, daß der langsame, stille Junge dann am besten das Wort finden würde. Und er hatte sich nicht getäuscht. —

„Ich habe gedacht, was ich hier alles gelernt habe“, kam die ungelente Stimme aus den Kissen hervor, „das feine Haus und das Konzert und alles, und daß ich denen in der Fabrik sagen will, daß die Reichen gar nicht so sind, wie sie immer meinen, das heißt, wenn ich später erst wieder zu Hause bin.“ Carl schwieg. „Und dann hab' ich gedacht“, ging es ganz leise weiter, „daß ich — daß

ich vielleicht auch nicht in den Krieg wäre, wenn ich — so eine Mutter hätte!“

Das Letzte kam wie in großem Schmerz. Carl Roehl hörte, daß eine ganze Geschichte dahinter stand. Aber er durfte den schüchternen Knaben nicht merken lassen, daß er schon begriffen. „Ja, meine Mutter ist gut“, sagte er warm und ruhig.

„Meine — nich!“ Heini richtete sich plötzlich auf beiden Händen auf. „Niemand ist gut bei uns“, stieß er heftig heraus, „der Vater nicht, der vertrinkt alles, die Mutter, die wäscht die ganze Woche in Herrschaftshäusern, da kriegt sie gut zu essen, aber wir kriegen fast nichts, und was sie verdient, das legt sie in Puz an für Sonntags; meine Schwester Trude, die in die Fabrik geht, die dumme Göhre, is grad so, und der Friß —“ sein Gesicht wurde milder — „der geht noch in die Schule“, meinte er entschuldigend, „aber frech is er auch schon, so'n richtiger Berliner, nich so wie ich — neel!“

Ganz erschöpft von seiner langen Rede glitt er wieder aufs Kissen zurück. Carl Roehl saß erschüttert. Darum also das blasse Gesicht, die traurigen Augen und die in sich gekehrte Art! Ein ohne Sonne gediehener, nein, ohne Sonne verkümmelter Mensch! Wie leid er ihm tat, ihm, den die Sonnenwärme reichster Mütterlichkeit von Kind an umhegt — er durfte es ihm nicht sagen, denn was konnte er ihm zeigen zum Ersatz?

„Aber Sie gehen doch mit, um ein Held zu werden, Detsen“, sprach er ihm endlich ermunternd zu. Doch der Kleine schüttelte den Kopf. „So sagen ja alle Kameraden, und so sag' ich auch, wenn ich bei ihnen bin“, meinte er bedächtig, „aber in Wirklichkeit, nee, das war doch anders, sind' ich jetzt. Sehen Sie, Herr Roehl,“ fuhr er zuversichtlich fort, „wo sollt' ich denn hin? Die Fabrik wollte ja schließen über kurz oder lang, da sich's auf die Dauer nicht verlohnte, den Betrieb aufrecht zu erhalten. Da hätte ich denn auf der Straße gestanden — und deshalb, als dann immer wieder in den Zeitungen die Aufforderung kam: Freiwillige vor! — da hab' ich mich eben gemeldet. Den Eltern war's einerlei, und — ich lasse ja nichts zurück.“

Carl sah starr auf seine Hände, um die tiefe Bewegung zu verbergen, die seine Gesichtszüge verraten haben würden. Konnte es Herberes geben von so jungen Lippen, als dies Wort der Hoffnungslosigkeit?

„Aber Sie haben noch viel vor sich — gerade jetzt!“ sagte er mit einem Vorwurf im Ton, den sein Herz nicht meinte, „bedenken Sie, wie manche, die nicht hinaus können, Sie beneiden!“ Heini verzog den Mund. „Ich bin nicht so für den Lärm“, meinte er kindlich, „hier bei Ihnen war's schön, hier wär' ich gern geblieben; doch das is ja nu nichts.“

„O, wir werden Ihnen schreiben, Ihnen allerlei Gutes schicken. Mutter kanns kaum erwarten,



bis Sie nur Ihre Adresse weiß", sagte Carl herzlich. Heini lag und lächelte.

Eine Weile schwiegen beide. Dann stand Carl auf und reichte Detsen die Hand.

"Gute Nacht," sprach er mit festem Händedruck, "und wenn Sie morgen früh an meiner Tür vorüberkommen, so klopfen Sie, daß ich Ihnen noch einmal Lebewohl sagen kann."

Heini versprach's.

Als Carl schon halb zur Tür hinaus war, rief er ihn noch einmal zurück. "Sagen Sie — sagen Sie's Frau Roehl," stotterte er, "daß es doch schön war, zu sehen, was eine Mutter ist. Und wenn ich in der Liste komm', dann soll sie nicht weinen — es

schadet nichts. — Aber wenn ich das 'Eiserne' kriege, meinen Sie, sie freut sich dann?"

Carl Roehl stand ergriffen. Sein verstehender Blick las den Hunger nach Liebe auf dem sich rötenden Kindergesicht, den Wunsch nach einem Ansporn, einem Ziel.

"Bloß freuen?" sagte er gedehnt, als sei das sehr wenig, "viel mehr, Detsen, viel mehr! Stolz wird sie sein, wissen Sie, so wie sie es neulich im Konzert auf mich war, und dann wird sie mir zunicken und sagen: Siehst du, das hab' ich ja gleich gewußt!"

Da sah er auf Heinis verklärtem Gesicht den Gedanken zum Vorschein werden.



## Rosenblätter

Ich bin hinausgegangen,  
Ich dachte an Jammer und Tod,  
Und fand in tiefem Prangen  
Eine Rose glühendrot.

Ein Wind kam herangefahren,  
Der wehte die Rose ab,  
Es fielen die Blätter in Scharen  
Wie rote Tropfen herab . . .

Ach, über das tiefe Wehen,  
Das mir in den Pulsen klopft!  
Ich kann das Blut nicht sehen,  
Das endlos niedertropft . . .

Wanda West.



## Vermischtes



**Gasthof und Gasthaus.** Erfreulicherweise geht man jetzt endlich dem französischen „Hotel“ und „Restaurant“ mancherorten zu Leibe. Als Ersatz empfiehlt sich für das erste das früher allgemein übliche „Gasthof“. Das bedeutete zunächst ein Anwesen mit einem Hofe, d. h. einer Gelegenheit zum Ausspannen; die Reisenden kamen in der Regel in eigenem oder gemietetem Wagen an, der Wagen wurde im Hofe aufgestellt, die Pferde gingen in den Stall, die Reisenden übernachteten im Hause. Es liegt demnach nahe, unter „Gasthof“ ein Haus zu verstehen, das Reisende zum Übernachten aufnimmt, auch wenn kein Hof mit Pferdebeställen vorhanden ist, d. h. ein „Hotel“. In der Tat ist es in diesem Sinne bisher auch immer noch gebraucht worden. Das vornehmste „Hotel“ in München, der „Bayerische Hof“ nennt sich, z. B. auf seinen Rechnungen usw., nicht „Hotel“, sondern „Gasthof allerersten Ranges“. Die Verdeutschung „Hof“ in den „Hotel“-Namen ist sogar sehr verbreitet: „Kaiserhof“ und „Fürstenhof“ in Berlin, „Hessischer Hof“, „Fränkischer Hof“ u. a. in vielen Städten. — Vom Gasthofe sollte man das Gasthaus unterscheiden. Ein Haus, in dem Gäste zwar essen und trinken, aber nicht übernachten können, würde sich füglich nicht „Gasthof“, sondern zum Unterschiede „Gasthaus“ nennen; Redewendungen wie: „er speist im Gasthause“, „mir bekommt die Gasthauskost nicht“, „wir wollen ein wenig ins Gasthaus gehen“ sind ja durchaus gebräuchlich. Daneben stehen freilich auch noch „Gastwirtschaft“, „Gasthalterei“, „Wirtschaft“, „Schenke“, „Ausgast“, „Krug“ zur Verfügung. — Also weg mit den welschen Wörtern Hotel, Restauration,

Restaurant, Bar! Sie sind nicht nur undeutsch, sondern auch unschön und entbehrlich.

**Ein erfreulicher Entschluß.** Die Tierärztekammer für die Rheinprovinz und die Hohenzollerischen Lande hat in ihre Standesordnung auch die Bestimmung aufgenommen, daß zwecklose Mordoperationen (z. B. Kupieren der Schweife und Ohren) möglichst zu vermeiden seien. Möchten doch alle anderen Tierärztekammern diesem Beispiele folgen! Dann wird es endlich möglich sein, dem Verstümmeln der Pferde und Hunde das ganz unberechtigte Ansehen des Fachmännischen zu nehmen.

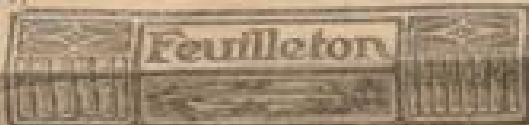
**Dem Gemüt der Kinder** sollten Eltern und Erzieher jetzt in den schönen Tagen immer wieder einprägen: Glaubt nicht, daß der Schmetterling, der Käfer, den ihr an die Nadel spießt und der dabei nicht weint, schreit, auch nichts empfindet. Könnte er weinen und schreien, es würde euch gewiß das Herz zerreißen; es ist ihm aber die Sprache versagt. Darum horcht auf die leise Stimme in eurem Innern, auf die Stimme des Mitleids!

**Schont den Maulwurf!** Er ist im allgemeinen doch ein nützliches Tier. Wo er aber, wie in Gärten, durch Aufwerfen von Hügeln unangenehm wird, sei folgendes Mittel, ihn ohne Tötung zu vertreiben, bestens empfohlen: Wenn der Maulwurf einen Hügel aufgeworfen hat, ebne man denselben und stecke in die Lauftröhre einen mit Petroleum getränkten Lappen, — der Geruch vertreibt dann die Tiere. Maulwürfe zu töten, um aus ihnen Pelzwerk herzustellen, ist ein Frevel, der sich, im großen betriebenen, an den Feldern bitter rächt.

**Inhalt des Heftes 42:** Die Herrin von Hellerbrunn. Roman von E. von Ludwald. — Weit vom Schuß. Roman aus der Kriegszeit von Freiherr von Schlicht (Schluß). — Beiblatt: Edelfrau. Gedicht von Eugen Stangen. — Die deutsche Ader. Skizze von Julius Knopf. — Sehnsucht. Gedicht von Helene Brauer. — Im Quartier. Skizze von Marie Pego. — Rosenblätter. Gedicht von Wanda West. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanhefts: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke, Berlin. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.





## Durch Mauern.

Von Marie Pöge.

Sie hatte den Nachtag benutzt, war nach kleinerer Nacht in der grauen Frühe eines winterlichen Januarvormittags an der kleinen Bahnhofsstation angekommen, nachdem ein Kofferwagen sie noch für eine Stunde weit davon geführt, endlich waren 11 Uhr in dem hochgelegenen Sanatorium angelangt.

Nicht war 3 Uhr vorüber. Die hatte eine kurze Begrüßung des leitenden Arztes und eine anderthalbstündige Table d'hôte hinter sich und lag nun hübsch ausgerichtet auf dem Ausblick ihres Zimmers. Es war ein hübsches, kleines Gemach hoch oben im vierten Stock. Der Tisch hatte ihr das Gefallen der Tropfen und die Preise waren ohnehin kaum erschwinglich für die kleinen Gäste einer systematischen Sanatorium. Mit verlagerten Ästen hatte sie vorhin den aufgehängten Tisch durchleuchtet: Aelchurung, Salzwasser, Schokolade, Mädel, — das waren Posten von einer Höhe, wie sie sie nicht im Vergleich gezogen hatte.

Was nicht daran denken liegt, — nicht denken! Sie schaute den blauen Tisch tief in die Falten des Mantels ein und schaute unter hochgehenden Wänden nach der Höhe um sie umhüllenden Tischdecken. Die mit geschickten Bewegungen der Händchen in Schraffur und Schraffur starrte.

Die kleine Zigarette in der Schokolade war gar nicht gewohnt; sie hat sich weichen lassen gegen diese unheimliche Schokolade, und Schokolade und auch, wie das, was es ausgesprochen gibt, so schmeckend wenig und so sehr bürstet es. Doch der Blick des Corsetiers ist der einzige Blick, der im Hause gilt; sie wird geachtet. Des Tages Mittags aber geht dahin, das niemand hat am neuen Ort noch fände, bis er die mittelständigen kleinen Menschen um sich her, und deshalb brach sich die mit dieser Ansicht vertraute Schwester jetzt ohne auf Widerstand zu hören über den größten Koffer und trägt sorgsam Blick um Blick an den geeigneten Platz.

Ein und wieder, wie sie, angestrichelt, mit der Stimme ein leises Wort hin, — möglich, daß sie damit ebenfalls der Weisung des Arztes folgt, der es ihr gut befinden mag, einen Ausflug in seinem Hause auch heimlich zu machen, um den schon länger darin weilenden Gästen. Es ist kein Verstoß, daß das freundliche Mädchen gibt, schließlich hat sie nur Interesse zu werden, mit fast andeutenden Strichen, ein

Die kleine Zigarette in der Schokolade war gar nicht gewohnt; sie hat sich weichen lassen gegen diese unheimliche Schokolade, und Schokolade und auch, wie das, was es ausgesprochen gibt, so schmeckend wenig und so sehr bürstet es. Doch der Blick des Corsetiers ist der einzige Blick, der im Hause gilt; sie wird geachtet. Des Tages Mittags aber geht dahin, das niemand hat am neuen Ort noch fände, bis er die mittelständigen kleinen Menschen um sich her, und deshalb brach sich die mit dieser Ansicht vertraute Schwester jetzt ohne auf Widerstand zu hören über den größten Koffer und trägt sorgsam Blick um Blick an den geeigneten Platz.

Die junge Marie hat noch, daß sie nur einsamen ist, eingetreten zu sein in einen Kreis von Witzigern und Witzigern, daß sie sich nicht als einer dem Schicksal verfallen glaubt, sondern lernen soll, unerschrocken ein Lied auf sich zu nehmen, daß sie mit so vielen will. Doch ihrem warmen, milchigen Herzen ist es kein Lied, eine neue Vision zu sein. Der große Wagon richtet sich langsam auf das Gesicht der Patienten: „Ich weiß, das alles wäre nicht,“ murmelt sie, „ich weiß, ich wäre die einzige, die so leicht glauben Sie mir.“

Die Schwester richtet sich aus ihrer gebührenden Stellung aus, ein Stöhnen steigt aus ihrem Mund. Noch nie hat ihre Taube wieder verlangt, noch immer wieder die Gasse, einer langen Reihe zu sein, erscheinend, beruhigend auf ihre Strahlen. Was sie hier vermisst, ist mehr, als ihr je zuvor begegnet. Aber sie verrät ihr Denken nicht; vorsichtig wendet sie weiter um das Vertrauen ihres neuen Schützlings. Und nicht lange, so weiß sie, warum Marie Taube dort liegt, weiß, daß das gleiche Mitleid, das vorhin aus ihrer stillen Klage sprach, sie auch zum Studium der Medizin gelehrt, nicht Fortschreibung, nicht Übung, aber Gerechtigkeit. Gerechtigkeit ist es, eines Tages den Menschen, — und nun liegt sie selbst da, — eine Gerechtigkeit.

Marie Taube schließt die Augen, in denen die Tränen stehen. Sie will nicht wissen, was vor dem fremden Mädchen, daß sie erst jetzt einer halben Stunde fern. Und nun, um etwas zu lesen, den eigenen Namen in der Zeitung, bis sie auch den Namen von der kleinen, bekannten Maria, der bei Tisch der Nachbar kennen.

Schwester Elise schließt: „Er ist auch noch immer, endlich ihr Zimmermacher. Ein stapelmeister ist er, oder vielmehr einer, der es werden möchte; nicht, daß er überhaupt schon im Beruf stand, so jung wie er war, als er erkrankte.“ Und wie es je so weit kommt?“ fragt Marie Taube stillschweigend. Schwester Elise gießt die Worte: „Es heißt's grad wie bei Ihnen: abwarten, Geduld haben! Verlaßt's! Es nun einmal nicht damit, und wie man vor Ihnen die Bücher eingeschlagen hat, so schloß man vor ihm den Koffer. Keine Taube angestrichelt!“ lautet der Befehl. Bücher, schließlich hat er genug, „Verstehen“ nennt man's ja wohl. In die vergräbt er sich vergräbt sich heimlich darin. Was sie schließlich lene haben, wenn er eines Tages wieder auf's Podium darf, der arme Trost!“

Und mit ihren weichen Schritten geht Schwester Elise vom Keller zum Schrank und hängt das letzte Band hinein, schließt es und tritt in ihrer Stube. „Jetzt wird gefächelt bis halb fünf,“ verordnet sie in schmerzhaftem Kommando-

„Ich, das kleine Marie hat noch, daß sie nur einsamen ist, eingetreten zu sein in einen Kreis von Witzigern und Witzigern, daß sie sich nicht als einer dem Schicksal verfallen glaubt, sondern lernen soll, unerschrocken ein Lied auf sich zu nehmen, daß sie mit so vielen will. Doch ihrem warmen, milchigen Herzen ist es kein Lied, eine neue Vision zu sein. Der große Wagon richtet sich langsam auf das Gesicht der Patienten: „Ich weiß, das alles wäre nicht,“ murmelt sie, „ich weiß, ich wäre die einzige, die so leicht glauben Sie mir.“

Die Schwester richtet sich aus ihrer gebührenden Stellung aus, ein Stöhnen steigt aus ihrem Mund. Noch nie hat ihre Taube wieder verlangt, noch immer wieder die Gasse, einer langen Reihe zu sein, erscheinend, beruhigend auf ihre Strahlen. Was sie hier vermisst, ist mehr, als ihr je zuvor begegnet. Aber sie verrät ihr Denken nicht; vorsichtig wendet sie weiter um das Vertrauen ihres neuen Schützlings. Und nicht lange, so weiß sie, warum Marie Taube dort liegt, weiß, daß das gleiche Mitleid, das vorhin aus ihrer stillen Klage sprach, sie auch zum Studium der Medizin gelehrt, nicht Fortschreibung, nicht Übung, aber Gerechtigkeit. Gerechtigkeit ist es, eines Tages den Menschen, — und nun liegt sie selbst da, — eine Gerechtigkeit.

Marie Taube schließt die Augen, in denen die Tränen stehen. Sie will nicht wissen, was vor dem fremden Mädchen, daß sie erst jetzt einer halben Stunde fern. Und nun, um etwas zu lesen, den eigenen Namen in der Zeitung, bis sie auch den Namen von der kleinen, bekannten Maria, der bei Tisch der Nachbar kennen.

Schwester Elise schließt: „Er ist auch noch immer, endlich ihr Zimmermacher. Ein stapelmeister ist er, oder vielmehr einer, der es werden möchte; nicht, daß er überhaupt schon im Beruf stand, so jung wie er war, als er erkrankte.“ Und wie es je so weit kommt?“ fragt Marie Taube stillschweigend. Schwester Elise gießt die Worte: „Es heißt's grad wie bei Ihnen: abwarten, Geduld haben! Verlaßt's! Es nun einmal nicht damit, und wie man vor Ihnen die Bücher eingeschlagen hat, so schloß man vor ihm den Koffer. Keine Taube angestrichelt!“ lautet der Befehl. Bücher, schließlich hat er genug, „Verstehen“ nennt man's ja wohl. In die vergräbt er sich vergräbt sich heimlich darin. Was sie schließlich lene haben, wenn er eines Tages wieder auf's Podium darf, der arme Trost!“

Und mit ihren weichen Schritten geht Schwester Elise vom Keller zum Schrank und hängt das letzte Band hinein, schließt es und tritt in ihrer Stube. „Jetzt wird gefächelt bis halb fünf,“ verordnet sie in schmerzhaftem Kommando-

Marie Taube schließt die Augen, in denen die Tränen stehen. Sie will nicht wissen, was vor dem fremden Mädchen, daß sie erst jetzt einer halben Stunde fern. Und nun, um etwas zu lesen, den eigenen Namen in der Zeitung, bis sie auch den Namen von der kleinen, bekannten Maria, der bei Tisch der Nachbar kennen.

Schwester Elise schließt: „Er ist auch noch immer, endlich ihr Zimmermacher. Ein stapelmeister ist er, oder vielmehr einer, der es werden möchte; nicht, daß er überhaupt schon im Beruf stand, so jung wie er war, als er erkrankte.“ Und wie es je so weit kommt?“ fragt Marie Taube stillschweigend. Schwester Elise gießt die Worte: „Es heißt's grad wie bei Ihnen: abwarten, Geduld haben! Verlaßt's! Es nun einmal nicht damit, und wie man vor Ihnen die Bücher eingeschlagen hat, so schloß man vor ihm den Koffer. Keine Taube angestrichelt!“ lautet der Befehl. Bücher, schließlich hat er genug, „Verstehen“ nennt man's ja wohl. In die vergräbt er sich vergräbt sich heimlich darin. Was sie schließlich lene haben, wenn er eines Tages wieder auf's Podium darf, der arme Trost!“

Und mit ihren weichen Schritten geht Schwester Elise vom Keller zum Schrank und hängt das letzte Band hinein, schließt es und tritt in ihrer Stube. „Jetzt wird gefächelt bis halb fünf,“ verordnet sie in schmerzhaftem Kommando-

Marie Taube schließt die Augen, in denen die Tränen stehen. Sie will nicht wissen, was vor dem fremden Mädchen, daß sie erst jetzt einer halben Stunde fern. Und nun, um etwas zu lesen, den eigenen Namen in der Zeitung, bis sie auch den Namen von der kleinen, bekannten Maria, der bei Tisch der Nachbar kennen.

Marie Taube schließt die Augen, in denen die Tränen stehen. Sie will nicht wissen, was vor dem fremden Mädchen, daß sie erst jetzt einer halben Stunde fern. Und nun, um etwas zu lesen, den eigenen Namen in der Zeitung, bis sie auch den Namen von der kleinen, bekannten Maria, der bei Tisch der Nachbar kennen.

Schwester Elise schließt: „Er ist auch noch immer, endlich ihr Zimmermacher. Ein stapelmeister ist er, oder vielmehr einer, der es werden möchte; nicht, daß er überhaupt schon im Beruf stand, so jung wie er war, als er erkrankte.“ Und wie es je so weit kommt?“ fragt Marie Taube stillschweigend. Schwester Elise gießt die Worte: „Es heißt's grad wie bei Ihnen: abwarten, Geduld haben! Verlaßt's! Es nun einmal nicht damit, und wie man vor Ihnen die Bücher eingeschlagen hat, so schloß man vor ihm den Koffer. Keine Taube angestrichelt!“ lautet der Befehl. Bücher, schließlich hat er genug, „Verstehen“ nennt man's ja wohl. In die vergräbt er sich vergräbt sich heimlich darin. Was sie schließlich lene haben, wenn er eines Tages wieder auf's Podium darf, der arme Trost!“

Und mit ihren weichen Schritten geht Schwester Elise vom Keller zum Schrank und hängt das letzte Band hinein, schließt es und tritt in ihrer Stube. „Jetzt wird gefächelt bis halb fünf,“ verordnet sie in schmerzhaftem Kommando-

## Die Ausflugs-Genossenschaft.

Eine Anregung für die Ferienzeit.

Von H. Döring.

Nicht, ob es nicht ist es nicht vergnügt, dem angebotenen Wandervogel des Menschen zu huldigen und zur Ferienzeit eine Erholungsreise zu unternehmen. Und doppelt schmerzhaft ist es für diejenigen, die ihren Kindern eine Erholung angedeihen lassen möchten, aber nicht genügend Mittel haben, um ihre kleinen Vorkämpfer auf Land und Meer zu schicken. — „Nur werden!“ heißt die ständige Parole. Und da auch im Sommer der Mann keine Vermögenskraft, die den Kindern ihre Arbeit in der Zukunft ist, so ist es vielen Eltern nicht einmal möglich, ihre Kinder während der Schulferien ins Freie zu führen.

Da gibt es nun ein Ausflugsmineral, das selbstverständlich noch wenig angewendet werden ist und doch die Lösung der Erholungsfrage für die Kinder bewahrt: Die Ausflugs-Genossenschaft!

Wohin bestehende Familien schließen sich zusammen, um ihren Kindern regelmäßige Tagesausflüge zu ermöglichen. In einem Kreis von vier bis acht Familien wird sich abwechselnd eine Vorsitzende, eine Haushälterin, eine erwachsene Tochter finden, die es übernimmt, die Kinder der vereinigten Gruppe ins Freie zu führen. Wenn sich beispielsweise sechs Familien zu einer Ausflugs-Genossenschaft vereinigen, die während der Ferien dreimal wöchentlich eine Wandspazierfahrt veranstaltet, so würde in vier Wochen jede Familie nur zweimal die Ausflugsleistung zu leisten haben, ein Amt, das auch eine vorbestimmte Haushälterin in so langen Zwischenräumen wohl zu übernehmen vermag.

Eine solche Wanderspiele aber nicht für alle Familien die Kinderzeitung des Programms für die Ferienausflüge bilden. Diese wird entstehen, mit verschiedenen verschiedenen Wanderspielen, die gewählt zu werden; denn überall, wo ein baumbestandenes Fleckchen freier Naturraum zur Hand einläßt, da bietet sich Gelegenheit zum herrlichen Spiel, zum Lingerbummeln, da können die Kleinen, frei dem Schicksal, ihrem Bedürfnis nach körperlicher Bewegung genügen.

Um diese Ausflüge abwechslungsreich zu gestalten, empfiehlt es sich, die Parteien in Wanderspielen und Spielfeldern einzuteilen. An „Spielfeldern“ führt die Genossenschaft alsdann allerlei Spielgeräte, wie Reiten, Ball, Archipel und Karten mit sich. Außerdem werden freie Bewegungsspiele veranstaltet, wie „Reislauf“, „Hindernis“, „der Baum-ist groß um“ und „Häuschen verwechseln sich“. An Wandertagen unternimmt die Gruppe weitere Spaziergänge.

Ein wesentliches Element bildet natürlich bei allen Ausflügen die Bekleidungsfrage. Und hierbei erweist sich das Genossenschafts-System ebenfalls als besonders vorteilhaft. „Alle für einen und einer für alle“ heißt's hier bei der Problemstellung. Denn das gemeinsame Budget ist's gerade, das den Mitgliedern ihren Reiz verleiht. Ein jeder bringt etwas für die Gesellschaft mit. Einer stellt Butterbrot aus, ein anderer hat den „Beleg“ mitgebracht, ein dritter hat das Obst in der Marmade, und zuletzt nicht noch einer der kleinen Ausflügler finden aus, den die sorgliche Mutter selbst gebacken hat. Außerdem führt jeder noch eine Geldtasche mit unanständigen Kleinfasern mit. Um die Freitagstunde beginnt man ein herrliches Schmausen. Währenddessen noch ein Ständchen der Kraft, da die ganze Nacht auf weichen Kissen der Ruhe pflegt, bevor die Feierlichkeiten fortgesetzt wird. Vor Beginn der Dunkelheit sind dann die Ausflügler wieder beisammen, wo die Mutter ihren Kindern eine warme Abendstunde bereitet, die Schlaf für das angenehme Mittagessen bietet, das im Freien so köstlich ist.

Über den Wohlstand der Ausflüge müssen sich die Familien natürlich einig werden, damit keine ihren Angehörigen überstehe und die Kleinen doch zu ihrem Reize kommen. Und hierbei wird das gemeinsame Budget den Vorteil sein. Jede Familie zahlt einen kleinen Beitrag, wesentlichen in die Ausflugskasse, deren Inhalt auf die drei Parteien der Woche verteilt und der jeweiligen Führerin der Wandersgruppe ausgeteilt wird.

Nachdem die Wanderspiele mal einen Strich durch das Programm, so versammeln sich die Kinder bei der in den Tag berechneten „Ausflugsstunde“, unter deren Aufsicht sie den Abend im Hause beim Spiel zubringen.

Den dabei verbliebenen Kindern eine herrliche Ferienzeit zu gewährleisten, ist der Zweck der hier angeregten „Ausflugs-Genossenschaft“.



# Eine Rose.

Skizze von Marie Dego.

**N**iemals gehe ich ihn sorglosen und zuversichtlichen Herzens, den Weg zu meinen Armen. Vor dem Hause schon lähmt mich die Scheu, einzudringen in diese mir fremde Welt, beengt mich die entmutigende Frage: Werde ich droben willkommen sein?

Zaghaft nur steige ich die Treppen empor. Was werde ich finden, wenn ich die Tür öffne zu der engen Behausung, die nicht auf Besuch empfangen eingerichtet ist?

Und wenn ich drinnen Platz genommen habe auf dem angebotenen Stuhl oder — wo ein solches vorhanden ist — auf dem ehrenvolleren Sofa: wie verschwindend gering, wie beschämend unzulänglich erscheint mir die mitgebrachte Gabe — ein Tropfen nur auf einen heißen Stein! Ich möchte allen Dank abwehren: „Schweig doch, schweig. Es ist ja nicht der Rede wert. Glaubst ihr, ich sähe nicht, daß einige Pfund Mehl, ein paar Eier oder ein bescheidenes Marktstück nichts, gar nichts bedeuten, daß nur ein Umpflanzen, ein Neuaufbauen von der Wurzel an Hilfe schaffen könnte?“

O, ich sehe es wohl, tiefer oft vielleicht als jene, welche inmitten dieser Bedrängnis zu atmen gewöhnt sind und nicht den Überblick der Außenstehenden besitzen. Müde, unglücklich, gedemütigt von der Empfindung meiner Machtlosigkeit schleiche ich hinweg.

Einmal nur, einmal weiß ich, daß ich Freude gebracht habe, reine, unverbitterte Freude, einen Strahl der Liebe in eine liebearme Sterbestunde.

Ich wußte schon, als ich zu ihr ging, daß ihr Leben sich zum Ende neige. Jemand jemand hatte es mir gesagt und ich wollte sie noch einmal sehen. Der Weg ward mir nicht leicht, denn ich hatte sie persönlich gern gehabt — nicht nur mit dem Mitleid für alles, was arm ist und leidet, — sie war mir lieb gewesen in ihrer schlichten Würde und der etwas spöttischen Heiterkeit, mit der sie sich emporschwang über das Unabänderliche.

Während ich dahinschritt, rief ich mir ihr Bild vor die Seele, die schwerfällige, gekrümmte Gestalt, das grauhaarige Gesicht mit den erblaßten Lippen und den hellen, klugen, immer wachen Beobachteraugen. Wie sie an meinem Munde hingen, diese Augen, wenn ich erzählte; wie sie danach hungerten, aus meiner Rede einen Schimmer zu erhaschen vom Leben draußen, dem wohlbekannten Leben der heimischen Kleinstadtwelt!

Wie lange war die arme Alte ihm schon fern! Acht Jahre oder mehr waren verstrichen, seit sie zum letzten Mal die wacklige Treppe hinabgestiegen war in den lichtlosen Hof.

Seitdem hatte sie droben, tagein, tagaus, in dem halbdunklen, kaum zu lüftenden Wohn-, Ess- und Schlafraum, hörte von der Außenwelt nichts als das Sägetreisch einer nahen Schreinerei, sah nichts als graue Mauerwände, über deren eine etliche Weinranken herabhingen. Die waren ihre Wetterkinder, deren Schwanen oder Stillhängen ihr mitteilte, ob es wehe draußen oder nicht, und an ihrem Grün- und Rotwerden las sie die Jahreszeiten ab.

Tür an Tür mit ihr wohnte eine mürrische, vergräunte Schwiegertochter, die es sich zur hohen Tugend rechnete, überhaupt nach der „Mutter“ zu sehen, da sie selber schon längst nicht mehr mit deren Sohn, einem trunksüchtigen Gelegenheitsarbeiter, zusammenlebte.

Dann gab es noch eine ewig neidische, leisende Nachbarin, die mit neugierig langem Hals auf den Gang hinausfuhr, sobald sich jemand nahte, der etwas für die lahme Alte zu bringen schien.

Sonst gab es nichts, — acht lange Jahre nichts! Und doch waren die Augen des gichtverkrümmten Weibchens hell geblieben, voll sehnächtigen Lebens; heute aber sollte ich sie gebrochen finden!

Ich versuchte, mich innerlich auf diesen Anblick vorzu-

bereiten und mir zu sagen, daß es Erlösung sei, wenn dieses elende Dasein ende. Dennoch — solcher Vernunft widersprach mein Gefühl; mir war traurig zu Sinn.

Ich hob den Kopf und sah um mich her eine blühende, leuchtende Sommerwelt und schauderte im Herzen zurück vor der grabdumpfen Kammer, in die ich eintreten sollte. — Feigherzige ich! Hatte nicht ein menschliches Wesen, ein Wesen mit einer lebendigen Seele, acht Jahre lang darin gehaust, acht ununterbrochene Jahre!

In Scham und Grauen seufzte ich auf. Gab es nichts, gar nichts, womit sich dieses Dunkel noch in letzter Stunde erhellen ließ, und sei's auch nur für einen Augenblick?

Am Lebensmitteln hatte ich nichts zu bringen gewagt; es schien mir Hohn angesichts einer, die nichts mehr brauchen würde für den kommenden Tag. Nur mein warmes Herz hatte ich mitgebracht, — jetzt aber fehlte mir doch etwas, meine leere Hand zu füllen.

Und wie ich die Blide wandte, trafen sie auf das blumenbesetzte Fenster einer Handelsgärtnerei. Ohne Besinnen trat ich ein und kehrte auf die Straße zurück mit einer glutroten Rose, einer einzigen.

Die legte ich wenige Minuten später auf die buntgewürfelte Decke der Todgeweihten. „Ein Gruß vom Sommer!“ — Und dann sah ich ihr gegenüber und sah, daß der, der mir von ihrem nahen Ende gesprochen, recht gehabt. Ich kannte die Zeichen: den eingefallenen Mund, die sonderbar weiten, mühsam den Atem ziehenden Nasenflügel. Aber die Augen waren nicht gebrochen, wie ich erwartet. Sie hatten den alten, klar-hellen Blick. Gelsam prüfend schauten sie mich an. Mir wurde bekommen. Hatte meine Rosenpende, der Gruß vom Sommer, die Sterbende gekräftigt? Kein Dankeswort hatte sie dafür gehabt, und so wenig ich sonst von Dank wissen mochte, hier hatte er mir dennoch gefehlt. Aber ich bezwang meine Unsicherheit und begann ihr von diesem und jenem zu sprechen, wie ich es sonst bei meinen Besuchern getan, leise, schonend, so harmlos ich konnte: daß die Sonne heute gewaltig brenne, daß man in den Stadtanlagen, dort, wo sie früher immer so gern gesessen, einen Brunnen errichten wolle — — —

Die Kranke lächelte, nickte, aber sie schienen zerstreut. Unruhig fingerten ihre Hände an den Blättern der Rose. Ich machte eine Bewegung, sie ihr abzunehmen und in Wasser zu stellen. Sie begriff und schüttelte den Kopf. „Ist es eine — gewachsene?“ fragte sie stöckend. Ich verstand nicht sogleich, doch dann kam mir die Erklärung. „Knehen Sie nur, wie gut sie duftet,“ sagte ich und näherte die Rose ihrem Gesicht. „Soweit hat es die künstliche Blumenfabrikation noch nicht gebracht.“ Der feine Hauch, der der Blüte entströmte, schien ihr wohlzutun; mehrmals sog sie ihn durstig ein.

Dann schloß sie die Augen, und ich sprach fort, ungewiß, ob sie mich hörte, fast in dem Wunsch, sie einzuschläfern mit meiner Stimme.

Doch langsam öffnete sie die Augen wieder und sah mich forschend, beinahe mißtrauisch ins Gesicht. „Sie — haben — einen Garten, — nicht wahr?“ brachte sie mit Anstrengung hervor. Ich begriff langsam, daß sie mit ihrem Denken immer noch bei der Rose war, und zugleich kam mir die Deutung für den Sinn ihres Blickes und ihrer Frage. „Nein,“ sagte ich laut und fest und froh, „ich habe sie gekauft, die Rose, — für Sie gekauft!“

Da ging ein Leuchten voll unverkümmerter Seligkeit über ihr verblühenes, zerquältes Gesicht, eine warme, ganz lebendige, tief verschönernde Freude. „O!“ sagte sie nur, lang gedehnt, mit dem Tone echten Glücks.

Und ich verstand. Aus meiner Gabe, der ersten vielleicht in diesem armen Leben, die nicht nur der äußersten Notdurft gedient, die einen Schein an sich getragen vom goldenen Überfluß der Welt, hatte die Liebe sie angeschaut. —



## Dies und Das

**Krieg im Ameisenneft.** Die Ameisen sind in Anbetracht ihrer Kleinheit und niedrigen Stellung auf der Stufenleiter der Tierwelt von einer unglaublichen Klugheit und Verständigkeit, und das Treiben der Ameisenheere mit ihrer staalichen oder militärischen Gliederung fordert zum Vergleich mit menschlichen Verhältnissen heraus. Außerdem gehören die Ameisen zu den stärksten und mutigsten Tieren, und vereleichsweise könnte nur ein Achilles, ein Hercules oder Goliath körperliche Leistungen ähnlich denen der Ameisen vollbracht haben. So geht es denn auch recht kriegerisch bei den Ameisen zu, und heftige Schlachten mit vielen Toten und Gefangenen, die dann zu Sklaven gemacht werden, sind an der Tagesordnung. Besonders merkwürdig für die rücksichtslose Art, mit der manche Ameisenstämme ihre Eroberungen machen, ist das Verhalten einer Ameisenart, die im Gebiete des Amazonasstroms lebt. Wenn diese eine neue Kolonie gründen will, so geschieht es durch das Eindringen eines oder mehrerer Weibchen in das Nest einer ganz anderen Ameisenart. Das Weibchen betritt mutig den feindlichen Bau und läuft, wenn es nicht durch einen Arbeiter aufgehalten wird, geraden Wegs nach der Zelle der regierenden Königin. Sobald es diese aufgespürt hat, greift es die fremde Monarchin tödlich an und sucht sie totzubeißen, was häufig genug gelingt. Man sollte es nicht für möglich halten, daß es die Volksscharen überhaupt so weit kommen lassen, aber wenn der Eindringling erst einmal bis zum „Palast“ der Königin gekommen ist und den

Aberfall begonnen hat, sehen alle Inassen des Nestes, die etwa dazu kommen, wie vor Schrecken erstarrt dem Kampfe zu. Siegt die fremde Ameise, so reißt sie das Königtum in dem Nest an sich.



Rechtshaberisch.

Besuch: „Ach, das ist wirklich interessant, Herr Professor — Ihr Barometer zeigt auf „Schönwetter“ und der Laubfrosch sitzt tief im Wasser!“  
Professor: „O — der Laubfrosch war bis jetzt ebenfalls zuverlässig — seit voriger Woche habe ich aber das Barometer hier in seiner Nähe aufgehängt und nun zeigt er aus Ärger und Rechtshaberei immer das Gegenteil vom Wetterglas an.“

## Heitere Ecke.

**Ja so.** Köchin: „Mein Bräutigam, der Vizewachtmeister...“  
— Madame (erstaunt): „Wie? Vizewachtmeister? ... Der ist aber rasch avanciert! Vor einem halben Jahre war er noch Rekrut, seit drei Monaten ist er Sergeant und jetzt bereits Vizewachtmeister!“ — Köchin: „Ja — es ist doch immer ein anderer!“

**Eine nahrhafte Seife.** „Wie finden Sie die neue Seife aus Hühnerel?“ fragte der Barbier, und seifte dem Kunden mit eleganten Handbewegungen das Gesicht voll. — „Scheint ganz nahrhaft zu sein,“ brummte der Kunde, den Mund voll Seifenschäum, „aber ich habe schon gefrühstückt!“

**Zerstrent.** Frau: „Da ist ein Herr, der um unsere Emilie anhalten will, Gottfried!“ — Gelehrter (sehr beschäftigt): „Ja, ja, aber augenblicklich habe ich noch keine Zeit — ich muß erst diese Arbeit vollenden — gib sie ihm einsteilen!“

**Der gestohlene Abergieher.** „Haben wir uns nicht im vorigen Winter mal im „Roten Hirschen“ gesehen? ... Ihr Abergieher kommt mir so bekannt vor.“ — „Den besah ich damals noch gar nicht.“ — „Nein ... aber ich!“

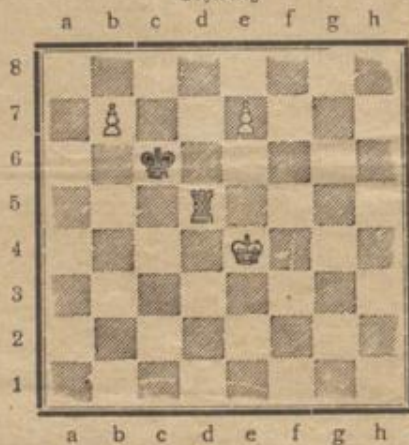
**Im Examen.** Examinator: „Wo findet man die meisten Diamanten?“ Examinand: „Im Leihhaus!“

## Unsere Rätsellecke

## Schachaufgabe 315.

Von A. C. White.

Schwarz.



a b c d e f g h

Weiß.

Weiß steht in drei Zügen matt.

## Wandlungs-Rätsel.

Willst du sehen, was ich meine,  
Mußt ins Feld du gehn geschwind.  
Dort am Bach und hier am Raine,  
Treibt mit ihm sein Spiel der Wind.  
Vonderst du sein erstes Zeichen:  
Vedre Gabe kommt vom Rhein.  
Vonderst du sein zweites Zeichen,  
Wird es an der Leiter sein.  
Drittes: mög' dich Gott bewahren,  
Daß es dich nicht würgt und nagt.  
Viertes: heh' du die Gefahren,  
Hast du es wohl oft gewagt.

## Logogriph.

Graf X., der weiß, ein Haus zu führen.  
Fast möcht man sich als Gast genieren  
In dieser Pracht! Was sagt denn du?  
„Der o kann mir nicht imponieren,  
Ich weiß ja doch, er ist auf u.“

## Quadraträtsel:

A A D D E E I M  
M N N O O R R S

Vorstehende 16 Buchstaben sind in Quadratform derart zu ordnen, daß vier Reihen entstehen, die, wagerecht und senkrecht gelesen, gleichlautend sind und Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1. Himmelskörper; 2. bekannter siegreicher Kaiser; 3. Teil des Gesichts; 4. Zahlwort.

Nachdruck der Rätsel und Aufgaben verboten.  
Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben  
in voriger Nummer:

Hieroglyphen. (Bilderrätsel):  
Der Wind säet, wird Sturm ernten.

Telegraphenrätsel:  
Mit viel hält man Haus,  
Mit wenig kommt man aus.  
(Mitte, Vieh, Loch, Kälte, Main, Hans,  
Musch, Meister, Schweden, Tiger, Kommando, Thomas, Nagel, Brust).

Buchstabenrätsel:  
Bier, Gier, Zier Tier, vier, Eier, hier.

Verantwortlicher Redakteur: H. Pankow. Verlag und Druck des christlichen Zeitschriftenvereins, Berlin SW. 68, Alte Jakobstr. 129.



# Unterhaltungsblatt

Sonntags-Beilage zur „Siegener Zeitung“.

Nr. 11.

Siegen, Sonntag, 17. März.

1912.

## An die Sonne.

Sei mir willkommen, Frühlingssonne,  
Willkommen mir im gold'nen Licht,  
Du bist es, die mit neuer Sonne  
Zu mir im alten Zauber spricht.

Du weckst Natur zu neuem Leben,  
Was farblos war, wird wieder dunt,  
Und neue Reize wird gegeben,  
Wo du zum Kusse neigst den Mund.

Ich fühl' durch meine Adern rieseln  
Dein heilig Feuer voller Kraft,  
Und selbst im Nachbett unter Kiesel  
Dein leuchtend Bild Belebung schafft.

Nichts gibt's, das dir sich könnt' entziehen,  
Dein himmlisch Tun wirkt allwärts;  
Ich aber will in Ehrfurcht knien:  
Erweck', erleuchte auch mein Herz!

Waldemar Woelflin.

## Idyll.

Von Marie Fego.

(Nachdruck verboten.)

Ob der Hof, in den die Nachmittagssonne so freundlich hineinschien, groß sei oder klein, — darüber waren die drei Menschenkinder, welche sich in demselben befanden, wohl verschiedener Ansicht. Johann, der Offiziersbursche vom ersten Stock, fand ihn klein, da er ihn mit vier seiner Soldatenschritte durchmessen konnte. — Das Friedchen dünkte er groß, denn sie brauchte mindestens dreißig Schritte, um von einem Ende zum andern zu gelangen, und Bertchen, Hausmeisters Jüngste, hatte ihn, falls sie schon fähig gewesen wäre, Betrachtungen über Raumverhältnisse anzustellen, sicher als unermesslich bezeichnet, durchquerte sie ihn doch auf eigene Faust selten oder nie, ohne auf der verwirrend langen Strecke mindestens zweimal zu Fall zu kommen.

Ob der Tag heiß sei oder nicht? Auch das wäre sicher zu einer Streitfrage zwischen den drei Hofinsassen geworden, wenn sie darüber ins Gespräch gekommen wären, denn während Johann, nachdem er den kleinsten der drei von der Wohnung seiner Herrschaft herabgeschleppten Teppiche geklopft und der Vorchrift gemäß mit der Strohbürste nachgebürstet hatte, sich mit einem Gluck über das unerwünschte Schweißbad auf ein zunächststehendes Kinderbänkchen hatte niedergelassen, galoppierte das Friedchen ohn' Unterlaß vom Wasserhahn zur Treppe, von der Treppe zum Güter des Nachbarhofes, ohne daß ihm ein Auftrag dazu geworden, und Klein-Berta bildete sich im Verlauf zweier Minuten öfter und ausgiebiger, als Johann gewohnheitsmäßig in einer Stunde zu tun pflegte. —

Jedenfalls wäre Johann vor einem unparteiischen Richterkollegium, welches sein Urteil nicht durch die Ansicht hätte bestechen lassen, daß ein Offiziersbursche seine eigenen Gedanken haben dürfe, mit seiner Meinung durchgedrungen, — es war heiß —, und die Innenseite seiner Hand, die er prüfend über seinen Kopf gleiten ließ, bestätigte es; sie kam feucht von ihrer Wanderung zurück.

Nachdenklich begutete Johann die Tropfen auf seinen Fingern, und weil Friedchen und Bertchen gerade vorüber kamen, so fuhr er ihnen auch gleich einmal rechts oder links über den blonden Scheitel, um festzustellen, daß sie auch naß seien.

Gerührt über die pothende Hitze, die er in den Kinderköpfchen spürte, und in dem Wunsch,

die Kleinen von ihrem geschäftigen Eifer abzulenkten, damit sie sich ein wenig ausruhen möchten, hing er das Schweißwädchen ein, hob die beiden auf seine Arme und schlug einen langsamen Reitschritt an. —

Das Friedchen fühlte sich wohl in den starken, festfassenden Arm, des freundlichen Stiefeln, Bertchen aber glitt, schlüpfzig wie ein Kalb, mit fleißiggestrecktem Körperchen unter Johanns Achsel durch und stellte sich höchst selbstständig auf ihre eigenen zwei Füße. —

Nachdem sie sich also für ihre Person gefahrlose Unabhängigkeit gesichert, pflanzte sie sich als bewundernde Zuschauerin neben Pferd und Reiterin auf und starrte mit ehrfürchtig großen Augen auf ihr fähiges Schwesterlein, das sich begeistert durch alle Gangarten durchschütteln ließ. Das gemächliche Anfangstempo war schnell durch tätig nachhelfende Willensäußerung der Reiterin zu einem festen Trab und Galopp gesteigert worden, und jetzt deutete ein jähes Zuruckwerfen des geschmeidigen Kinderkörpers an, daß Friedchen den Wunsch hege, „ins Sumpfschen“ zu fallen.

Friedchen ordnete durch energische Scheukelbrille an, Johann fahrte aus und Klein-Berta schob zusehend den Finger ins Mündchen, bis sie, des tatenlosen Gaffens müde, sich kurz umwandte und, augenscheinlich ein Ziel verfolgend, nach dem Hofe zurückkehrte.

Werd Johann hemmte den Lauf, neugierig, Bertchen's Absichten kennen zu lernen, und hielt sich bruchbereit, um nötigenfalls helfend eingreifen zu können, sollte sie etwa, wie vorauszusehen, auf halbem Wege zum Hofe gelangen.

Wah, da war's schon geschehen! Friedchen sprang gutmütig ab, um schweizerlich Hand anzulegen, aber ehe sie oder Johann ihre Rettungspläne ausführen konnten, machte das Bertchen schon einen runden Rabenbuckel und richtete, sich auf die Kniechen stemmend, ihre kleine Persönlichkeit wieder in die Höhe.

Im Blick, doch ohne einen zweiten Unfall, ging's nun zum Puppenwagen, und als dieser glücklich erreicht war, arbeitete sich das Bertchen, durch das Anklammern des Wagenhandgriffes gefaßt und gestützt, unter selbstzufriedenem Räkeln zu ihrem großen Freunde zurück. — Ohne Erbarmen entriß sie das ahnungslose Püppchen seinem friedlichen Nachmittagschlaf und schlug es, Verwunderung heischend, auf Johanns Knie. Dede, Raffen, Matragen flogen hintereinander und wurden gutmütig von Johann aufgefangen, worauf er Stück um Stück unter herabstreichendem „So so“ wieder in das Wägelchen betete. Doch Bertchen, ein ergötzliches Spiel witternd, zerkörte schonungslos und dorb zupackend sein puppenväterliches Werk, indem sie ihm aufs neue Deckbett und Puppenbals gegen die Nase warf.

Mit Johanns Ruhepause war es vorbei, aber auch mit seiner Müdigkeit. Er selber kam in Eifer, ließ sich von den kleinen tappenden Kinderhänden in Arbeit halten, und als gar Friedchen ihrerseits, um nicht zurückzufallen, mit ihrem Ball gesprungen kam und ihn wohlgezielt gerade auf Johanns breite Brust feuerte, gab's ein lustiges Bombardement hin- und herüber.

Ein Bedürfnis nach Abkühlung war bei den beiden Kleinen sichtlich nicht vorhanden. Selber zwei blauen Gummibällen gleich in ihren himmel-farbenen Kattunkleidchen, häupften sie um Johann herum, ja, Eifer und Zukrauen rissen sie sogar zu tätlichen Angriffen hin. Aufstehen sollte er!

Und sie zerrten und stießen solange, bis er nachgab, indem er sich selbst erhob, gleichzeitig

Friedchen und Bertchen je auf einem Arm emportragend.

„Gudevad“ ging's durch den Hof, vier Schritte hin, vier Schritte zurück und dann doch einmal im Volkstakt rundum. Am Turnred schloß die Fahrt, und wie zuvor beim Reiten, so fand Friedchen nun zum zweitenmale Gelegenheit, ihr Schwesterlein durch größeren Mut zu beschämen, indem sie nicht wie jenes strampelnd zur Erde strebte, sondern sich, selber mit den Beinchen nachhelfende Ruderbewegungen ausführend, schaukeln ließ.

Wie sehr erstaunte Mina, die Offiziersköchin, welche sich vermittels ihrer reiferen Jahre und ihrer weiblichen Würde Johann, dem Burschen, überlegen und vorgefetzt fühlte, als sie verwundert über das unerklärlich lange Fortbleiben ihres wirtschaftlichen Helfers, auf den Küchenbalkon des ersten Stockes hinaustrat und drunten im Hof an der Stange des zugleich als Klopfborrichtung dienenden Turnreds anstatt eines Teppichs — Friedchen hängen sah, von Johanns Armen unterstützt, wohlig hin- und herwendend.

Mit dem Ingrimm stiller Entrüstung geladen, bog Mina sich über die Balustrade des Balkons vor und warf ihrem pflichtvergessenen Unterstellten seinen eigenen Ramen mit einer so vernichtenden Tongebung an den Kopf, daß er wie ein Sumpfschwein starrte. „So, so!“

Der, welcher das Unglück hatte, auf solchen Anruf mit einem „Ja“ antworten zu müssen, begriff die ganze Schwere des Vorwurfs ohne weiteren Zusatz. Im Nu flog das Friedchen zu Boden, der nächste Griff beförderte an ihre Stelle einen Teppich auf die Stange und dem dritten Ausholen von Johanns Kräftiger, nun mit einem Klopfer bewaffneter Hand folgte schon vorchristlich-mäßig eine mächtige Staubwolke, die aus den Tiefen des Embryonagewebes aufwirbelte.

Kein Blick ging zur Höhe des Balkons hinauf, auch keiner mehr seitwärts nach den blonden Kinderköpfchen. Dennoch vergaß Johann die Nähe derselben nicht und im Gedanken an die kleinen rosafarbenen Ohren, die unter den Locken hervor seinem Klopfen lauschten, versiel er auf die sinnreiche Idee, seine Arbeit in unterhaltend wechselnden Tempum- und charakteristischen Rhythmen, bald im Walzer-, bald im Marschschritt auszuführen. — Friedchen und Bertchen begriffen so gleich, daß es mit diesem wunderlichen Klopfen ihres gutmütigen Freundes eine lustige Verwandnis hatte, und so wenig sie auch hätten zu erklären vermocht, was ihnen daran so verquältlich erschien, so jauchzten sie doch hell auf, und Mina, die Gestrenge, die wie ein Regus droben an der Küchentür Wache hielt, konnte sich ebenfalls eines Schmunzels nicht erwehren und fand nichts gegen diese Arbeitsverfälschung ihres musikalischen Unterstellten einzuwenden.

Johann atmete erleichtert auf. Er fühlte, auch ohne die Augen zum ersten Stock zu erheben, daß sein Getrommel dort Beifall, er selber Vergabung fand, und das nahm ihm einen Alp von der Seele. Ueber seine Wangen, welche die Erhörung und die Scham über das von ihm begangene Unrecht purpurn gefärbt, glitt langsam ein beruhigtes Lächeln, und seine Lippen spitzten sich, um den „Hohen Friedberger“ mitzuspülen, den er gerade anzustimmen begann.

Doch während er durch Fleiß und Eherzen in Vergessenheit zu bringen suchte, was er gegen Mina gefehlt, indem er auf ihre Kosten seine Zeit in faumfelliger Tändelei mit den fremden, kleinen Rängen vergendet, ahnte er nicht, daß er eine weit größere Sünde beging, wenn er







## Ein Begreifen

Von  
Marie Hego

Sie hat den ganzen Tag ihrer Pflicht genügt, die Aufnahme überwaht, Anzeigen verschickt, Besuche empfangen. Alle, die gekommen waren, den Verstorbenen zu sehen, hat sie persönlich an die Bahre geführt, und manches Auge ist feucht geworden, nicht nur angesichts des Toten, sondern mehr noch im Hinblick auf die vereinsamte Frau, die seine Mutter war. Aber sie selbst hat nicht geweint. Sie sah die Tränen der anderen fließen und stand trockenen Blickes daneben, hoch aufgerichtet, regungslos. — — —

Nun ist der Tag zu Ende, der Abend da. Niemand wird mehr kommen, sie zu trösten, sie zu stören. Jetzt endlich darf sie allein sein, allein mit ihrem toten Kind.

Und sie geht hinüber in das schwarzverhangene Gemach. Zu Häupten des Sarges brennen ruhig die Kerzen auf hohen silbernen Ständern und gießen ihr sahes Licht über den weißen Schläfer auf dem weichen Kissen. Die Blumen der Kränze durchdunsten schwer den Raum.

Die Mutter hebt einen Stuhl an das Lager heran. Langsam läßt sie sich nieder. Sie hat keine Eile, sie nicht und nicht der Schlummernde da vor ihr.

Sie hat Zeit, lange, lange Zeit! Ruhig und besonnen läßt sie die Gedanken zurückwandern, um viele Jahre zurück. Nachdenken will sie, das Leben überdenken, das er und sie miteinander gelebt. Als sie ihm Mutter ward, war sie selbst noch halb ein Kind; während sie das Wachstum seines kleinen Körpers bewachte, hat in ihr selber erst das Wachsen ihrer Seele begonnen; sie reifte, indes er wuchs. Er war ein feines Kind, klug und wachsam, lebhaft ohne lärmend fröhlich, ohne erregt zu sein. Sie hat ihn nicht zu bändigen brauchen, nur zielbewusstes Führen war ihr Amt.

Und aus dem feinen Kinde ward ein stolzer Knabe, schlank, schmal, raffig und empfindlich, reagierend auf die leiseste Berührung. Aber das Leben kam, nicht schonfam, sondern hart und brutal, und kümmerte sich nicht darum, wieviel zarte Triebe seine Hand in der aufsteigenden jungen Seele zerdrückte.

Der Tag kam, wo der Knabe zum erstenmal Zeuge eines elterlichen Wortkampfes ward. Hoch aufgeregt, mit bebenden Nasenflügeln stand er da, und seine raschen Blicke flogen abschätzend von einem zum andern. Sein klarer Kopf erwog scharf, wo Recht, wo Unrecht lag. Sie konnten nicht mehr einhalten, die beiden Erwachsenen, ob sie gleich, mitten im eigenen Jorn, den Schaden erlitten, den sie ihrem Kinde zuzügten. Es war nicht ihr erster Kampf, und die Erbitterung täglichen Leidens brach aus ihren Worten. Auch das fühlte der Knabe. Und er sah den Vater maßlos, die Mutter vornehm und stolz. Da stieß er die Hand des Vaters zurück, die nach ihm greifen wollte, und trat neben die Mutter, zu der er durch gleiche Wesensart gehörte.

Von nun an stand er oft so, zwischen den Partien. Doch die Jahre gingen weiter, und die Stunde kam, wo er sich als Schild vor die Mutter stellte, nicht mehr stillschweigend neben sie, sondern freimütig vor sie, als ihr wehrhafter Schutz. Da wandte sich des Vaters Groll langsam auch gegen den Sohn; er selber vereinsamte dabei, — Mutter und Kind wuchsen nur enger zusammen. Den Jüngling trieb die Forderung des Lebens dann für kurze Jahre in die Ferne. Lang schienen sie damals, kurz heute im Hinblick auf die Zeit, die davor und dahinter lag. — Der Heimgekehrte ward der Witwe seines Vaters Stütze, Berater und Freund, — heimlich, unangegprochen auch ihres Lebens letzter Zweck und Inhalt. — Sie ihm nicht in aller Stille dasselbe gewesen? Nie sagte er, aber sein Tun bewies es. Er für sie — sie für ihn, so lebten sie fortan, ohne Verzärtelung, ohne Weichlichkeit, zwei wort-

arme, liebevolle Menschen; glücklich nur eins im andern, und dennoch jedes seine Persönlichkeit für sich.

Die Mutter atmet stöhnend auf. Jetzt muß sie die Probe machen auf sich selbst, muß beweisen, daß sie das wirklich ist, dessen sie sich heimlich gerühmt: ein Mensch für sich. Zum erstenmal in ihrem Leben steht sie als Einzelwesen da, — allein. Sonst — — — Ihre Gedanken walen an dem Bilde dieses Sonst mit hingebender Versunkenheit. Es war wohl auch sonst Einsamkeit, was sie umschloß, den ganzen, stillen Tag, aber es gab einen lebendigen Mittelpunkt darin und ein Ziel, das Abend hieß. Dieser Abend gedachte sie jetzt, heute, wo sie des Tages Reize, wie stets, mit ihrem Sohn verbringt. All dessen gedachte sie, womit er ihr diese Abende schön gemacht, tausend kleine, seine Ungreifbarkeiten, die er ohne Aufhebens tat und gab, die sie schweigend geschaut hieß. Heute sagt sie es ihm: „So gut warst du, so gut, — nur — nur — gut —“

Ihre Stimme versiecht schon. Mit bangen großen Augen schaut sie auf den ruhenden Mann. Wird nicht ein Erröten über seine Stirne wandeln? Wird er nicht die Hand erheben, ungeduldig, verlegen abwehrend, wie er stets getan, die wenigen Male, wo ihre Lippen einen Dank zu formen gesucht? Nie hat sie ja bisher vor ihm ausgesprochen, was sie gedacht und gefühlt, was er ihr war und tat, nie anders ihm gedankt als mit Gegenworten.

Und nun, und jetzt, wo sie zum erstenmal das Wort gewagt — — —

Ihre Augen werden starr, hungernd, irr — kein Unwillen, keine Abwehr folgt, still hält er ihr —, ganz still — —

Da weiß sie auf einmal, daß er nicht gehört hat, nicht hört, nicht hören wird, nie — nie — nie; da erlebt sie plötzlich als Wahrheit, was bisher nur etwas Unbegriffenes für sie gewesen.

Mit einem Jammerlaut bricht sie zusammen über ihrem toten Kinde.



## Traumglück

Momentaufnahme von Marie Pego

Noch lag das Zimmer verdunkelt dämmrig und still. Quer durch die schmalen Spalten des herabgelassenen Rollladens drangen regelmäßige Streifen Licht und gaben dem Raum so viel Helle, die Umrisse der Gegenstände erkennbar zu machen.

Das Gemach mußte ein Mädchenschlafzimmer sein; die ganze Einrichtung sprach dafür. Auf der Kommode lagen ein Gürtel, ein Halsstragen, Taschentuch und Handtasche aufgereiht, wohl bereits am Abend zurechtgelegt, um ein schnelles Ankleiden am Morgen zu erleichtern. Auf einem Nebentisch erhob sich ein ziemlich umfangreicher Bücherstapel, von einem Lederteilen umschürt, ein Paket, wie es etwa eine Lehrerin morgens in die Schule mitnimmt. Vor dem Bett, auf einem Stuhle geordnet, lagen Kleidungsstücke, Strümpfe und Röcke, standen weiche Schuhe zum ersten Hineinschlüpfen und derbere Stiefel für den Tagesgebrauch.

Im Bett selbst, den blonden Kopf leicht seitlich gegen das Kissen geneigt, ruhte ein schlafendes Mädchen. Das Licht draußen war steigend angewachsen und füllte jetzt das Zimmer mit einer matten Helligkeit, welche die Züge der Schlafenden wohl erkennen ließ. Es war kein ganz junges Gesicht mehr, aber in diesem Augenblick von einem kindlichen Anhauch überflogen, verschönt und verklärt durch einen Ausdruck unsäglichen, tiefen Glücks. Die schlummernde Brust hob sich stark, aber ruhig, wie in friedlichem Genuß, und die Hände lagen faust ineinander geschlossen.

Jetzt rasselte draußen ein Milchwagen heran mit klappernden Kannen. Unbarmherzig schnitt der geschäftige Hall in die morgendliche Stille. Auf das Mädchen in den Kissen wirkte der Laut wie ein Weckruf. Ihr Kopf wandte sich, ihre Hände taten sich auseinander; ganz schwach blinzelten die Lider, aber sie öffneten sich nicht. Nein, fester schlossen sie sich wie in Abwehr gegen Licht und Tag; um den Mund ging ein kleines schmolldendes Zucken. „Nicht stören!“ boten all diese

halbbewußten Regungen, und der Kopf huschte sich wie im Trotz dichter in's Kissen. Aber der tiefe, unschloße Traumfriede war gestört. Ein Zug tiefen Wehens trat auf das schlummernde Gesicht, ein gespanntes Runzeln hob die Brauen, als finde ein Kampf statt in der Brust der Schlafenden. Angstvoll öffneten und schlossen sich die Hände, als wollten sie etwas festhalten, das ihnen genommen werden sollte, und ein halber Laut zitterte von den sich schmerzlich teilenden Lippen.

An diesem Laut erwachte das Mädchen ganz. Es schlug die Augen voll und staunend zur Zimmerdecke auf; regungslos lag es und ein Vächeln seltsamer, nachträumenden Glüdes überlante das Gesicht. Der Kopf formte ein Wort, eine Lieblosung, einen Namen. Und noch einmal, inniger, dann leidenschaftlich wiederholt sie das Wort. Es erschüttert in einem würgenden Stöhnen: „O du! Du!“ Und sie wendet sich jäh und birgt den Kopf in den Kissen. Ihre Schultern beben, das Haupt vergräbt sich tief. So liegt sie da, ein Bild des Leides. Endlich lehrt sie sich widersirend, mit Qualen sich loswindend, dem Lichte wieder zu, dem höher und höher steigenden Tageslicht, das ihr die Wahrheit zeigt um sie her: die einfache, einsame Kammer, ihre Stiefel, die sie den altbekannten Weg zur Schule tragen sollen, die bereitgelegten Bücher, aus denen sie ihr Pensum ableiern wird.

Mit einem Ton unsäglichen Efels, murrend gegen den Tag, der sie ihrem Traum entriß, drückt sie sich nochmals in die Kissen, ihn wieder zu haften, den süßen, gefährlichen Trug. Gefährlich! Ach, sie kennt ihn nur zu wohl, den lähmenden, erschöpfenden Rauber. Um alle ihre Sinne, ihre Glieder spinnt er sich, will sie einsullen, in Fesseln schmeicheln.

Mit einem Ruck reißt das Mädchen sich empor. Sie darf nicht! Sie will nicht! Was hat sie sich gelobt? Geradeaus die Augen und nicht mehr rückwärts geblickt. Ihrer Pflicht nur soll ihre Kraft gehören, ihrer Arbeit!

Und mit hartem Gesicht setzt sie sich auf und beginnt, sich anzuheben. Abweisend sind ihre Züge, entschlossen ihre Brauen. Aber während sie Stück um Stück anlegt, ihren Körper im kalten Wasser wäscht, ihre Füße in die derben

Stiefel einschnürt, wogen die Bilder der Nacht weiter hinter ihrer Stirn. Jetzt löst sie langsam das Haar, und wie sie lachte den Raum hindurchführt und die weichen, glänzenden Wellen über ihre Arme gleiten, schlägt sie plötzlich auffühnend beide Hände vor das Gesicht. Mit diesen Haaren hat er gespielt, heut' Nacht, im Traum — sie mit den Fingern gestrahlt, sie liebend geküßt. Und dann nahm er die Hand, ihre Hand, und zog sie an seine Lippen empor, wie so oft im Leben, mit dem süßen, lodenden Blick seiner werdenden Augen.

Das Mädchen hebt ihre Hand und beschaut sie. Ein bitteres, müdes Vächeln gleitet um ihren Mund. Sie legt die Hand an ihre Wangen. „Ja, damals!“ murmelt sie. Dann erhebt sie sich mit schweren Knien von dem Stuhl, auf dem sie gesunken, schüttelt ihr Haar, lämmt es, windet es auf. Aus dem Spiegel, in den sie flüchtig nur blicken will, schaut ihr ein bleiches, verhärtes Antlitz entgegen, das sie zu näherer Betrachtung zwingt. Wie müde er macht, solch ein Traum, müde, müde, müde! Da hat man Wochen und Monate gekämpft, sich mit hartem Willen aufgerichtet, Tag für Tag. Vergessen gesucht und gefunden in Arbeit, Pflicht und Stolz, und nun eine Nacht, eine einzige Nacht, und man findet sich schwach, wie zuvor, zurückgeworfen an den alten Platz, über sich selbst belehrt, gedemütigt und gekränkt. Nun wird man von neuem den Kampf beginnen, von neuem mit sich kämpfen das zuckende Herz niederhalten, daß es nicht laut wird, bis unversehens ein Traum — grausam oder barmherzig, wer sagt das aus? — die Hand beiseite schiebt und das gequälte Herz schlagen und schluchzen läßt und es entzückt und beirrt mit den gaukelnden Wahnbildern der eigenen Wünsche.

Das Mädchen preßt zürnend die Lippen. Der eigenen Wünsche! Ja, sie weiß es wohl und grollt sich selber und klagt sich an. Wenn sie selbst nicht mehr wünschen würde, heimlich, allstündlich, in den verborgenen Tiefen ihres Wesens, im Untergrund all ihres Fühlens und Denkens, so hätte kein Traum Gewalt über sie. Doch der Friede, den sie will und nicht will, wird erst kommen, unsterblich und traumlos, wenn auch die Wünsche überwunden sind.



# VEREINIGTE WERKSTÄTTEN FÜR KUNST IM HANDWERK A.G.

## BREMEN - MÜNCHEN - BERLIN - HAMBURG - KÖLN - NÜRNBERG - Breslau

Wohnungseinrichtungen nach Entwürfen erster Künstler, Teppiche, Gardinen, Stoffe, Beleuchtungskörper, Porzellan, Kristall, Kleinkunst usw. usw.

**HAMBURG** BARKHOF, HAUS 1, Ecke Mönckebergstraße und Spitalerstraße  
Haltestelle der Hochbahn

### Im alten Sessel.

Skizze von Marie Pego.

Und nun, Leo, komm, während Jutta droben den Kaffee bereitet, mittlerweile hier herein. Aber geh du voran; in diesem Zimmer bin ich gewohnt, jedermann den Vortritt zu lassen.

Der Arzt sagte es lächelnd, indem er seinen Bruder über die Schwelle des Sprechzimmers wies und selbst hinter ihm eintrat. Es war ein großes, schlicht und ruhig ausgestattetes Gemach, ein Raum der Arbeit. Der junge Marineoffizier hatte Augen, die gewohnt waren, vor ihnen Liegendes schnell zu erfassen. Mit einem Blick hatte er die wenigen Stücke der Einrichtung in sich aufgenommen. Er wandte sich nach seinem Bruder um.

„Das bist ganz du,“ sagte er warm, „alles zweckmäßig, nichts Überflüssiges, selbst das übliche Bild der „Frau des Arztes“ fehlt auf dem Schreibtisch. Du tatest recht, Juttas Kunstsinne hier nicht dazwischen zu lassen.“

Der Arzt lächelte. „In Schreibtisch, Schreibstuhl und Bücherschrank steckt dennoch ein Funke ihres Geistes, denn die Zeichnungen wurden nach ihren Angaben gemacht. Das Kunstgewerbe unserer Tage sucht eben Schönheit und Zweckmäßigkeit zu vereinen. — Aber nun setze dich, mach' dir's bequem bei mir!“

Er nahm den jungen Mann bei den Schultern und suchte ihn in einem weiten, lederbezogenen Armstuhl zu drücken, der neben dem Schreibtisch stand.

Aber Leo blickte schief durch irgend etwas an diesem Stuhle in Erstaunen gesetzt zu sein. Anstatt sich niederzulassen, strich er mit den Händen prüfend über die Seitenlehnen, schüttelte den Kopf und sah zu seinem Bruder auf.

„Nein, aber sage, wie in aller Welt kommt der hierher, in diese tadellose Umgebung?“

„Mitgebracht! Einfach durch Umzugswagen aus meinem Jungesellenheim hierher geschafft,“ entgegnete der Arzt fröhlich, „vertraue dich ihm nur ruhig an. Er wird sich freuen, in dir nach Jahren einen alten Bekannten wieder aufzunehmen.“

Jetzt folgte der junge Mann der Aufforderung. In sein frisches, braunes Gesicht trat ein Sinnen. „Nach Jahren,“ wiederholte er, „nach Jahren.“ Und dann sah er eine Weile still versunken und sah vor seinem innern Auge ein andres, jenes erste Arbeitszimmer seines Bruders, das dieser als Anfänger innegehabt hatte. Wie manches Mal nach abgelaufener Sprechstundenseite war er dort eingekehrt, um den großen Bruder zum Abendessen heimzuholen ins Elternhaus. So manche halbe Stunde hatte er damals wartend in eben diesem Sessel zugebracht, während der Bruder noch etwas Schriftliches erledigte. Mit welcher Bewunderung hatte er stets auf das geistige Gesicht des Schreibenden geblickt, mit welchem Stolz! Unwillkürlich wandte er auch jetzt den Kopf und schaute zu seinem Bruder hinüber, der im Drehstuhl vor dem Schreibtisch Platz genommen hatte. Beider Augen trafen sich. „Ja, ja,“ sagte ihr Blick, „weißt du noch?“

Der Arzt sprach zuerst: „Mittlerweile ist der kleine Leo sehr groß geworden und ungleich schwerer als dazumal,“ sagte er weich, „unser alter Freund wird sich wundern, und dann mit einem halben Seufzer: „Am Ende hat er sich auch das Wundern abgewöhnt, wie sein Herr — denn es saßen schon viele seither dort, viele —.“ „Wenn ich so denke,“ sprach er weiter, „bald sind fünfundsiebzig Jahre verfloßen, seit ich meinen ersten Kranken mit einem möglichst gleichgültigen „bitte Platz zu nehmen“ in jenen Sessel lud. Was haben der stumme Genosse und ich inzwischen alles miteinander gesehen, gehört, erlebt. — Es war nicht allzuviel Erfreuliches dabei, wenige Augenblicke nur wie der, wo ich der wartenden Mutter ihr Kind zeigen konnte, an dem ich den Kehlkopfschnitt vorgenommen hatte: „Seien Sie ruhig, es ist nichts mehr zu fürchten.“ Ich trug die kleine Last sogleich in ein Zimmer meiner Klinik hinauf, aber ich sah doch, wie die Frau sich erhob, mir nachellen wollte und dann lachend und weinend, in plötzlicher Entkräftung auf den Sessel zurücksank. Solche Sekunden sind eine Erquickung zwischen den ewigen Pinsel- und Brennbehandlungen, die wir Halspezialisten tagaus, tagein vornehmen müssen. Gut immerhin, wenn man, indem man die Kranken damit peinigt, an eine nachfolgende Heilung oder Linderung glauben kann, aber es gibt auch Fälle —.“

Der Arzt fuhr sich wie wegschneidend über die Stirn. Sein Bruder sah, daß ihn eine bestimmte Vorstellung quälte. „Ist dir gerade kürzlich ein solch hoffnungsloser Fall vorgekommen?“ fragte er teilnehmend.

Der Gefragte wiegte den Kopf. „Wohl, wohl — doch ich dachte an Zurückgelegtes, an Moritz Langen. Du weißt von seinem Tode?“ Leo nickte. „Seine Mutter schickte mir eine Anzeige, die mich in Alexandria erreichte, es tat mir leid um ihn.“

„Um ihn?“ Der Arzt lächelte wehmütig. „Ihm ersparte das rasche Ende unabwendbare Leiden. Wäre die Lungenentzündung nicht gekommen, so hätte es noch Jahre mit ihm dauern können. Und er wußte es, Leo, wußte es durch mich. Heiter und zuversichtlich kam er zu mir, nachdem er sich am Morgen feierlich zu einer Untersuchung bei mir hatte anmelden lassen. Kaum saß er, so sprudelte er auch schon alles heraus: „Gelt, du wunderst dich, mich in deiner Sprechstunde zu sehen? Es ist nur eine Tat der Vernunft, eine

Vorsorge des künftigen Hausvaters, der ich nun bald zu werden hoffe, denn ich möchte mich in den nächsten Tagen verloben.“ — Mir fuhr das Wort ans Herz. Anstatt ihn zu beglückwünschen, stammelte ich nur ein „Nun — und!“ Er aber glaubte, ich wolle den Arzt herauskehren und erklärte mir nochmals, daß er sich von mir untersuchen lassen wolle, vorsichtshalber natürlich, wie bereits gesagt. „Denn du weißt ja — mein Vater — und weil auch ich bin und wieder huste und die etwas schwache Stimme habe —.“ Ich wußte, und ich versuchte alles, um ihn wenigstens zu bewegen, sich an einen andern Arzt zu wenden, stellte mich gegen meine sonstige Gesinnung als Frauenfeind hin, um ihn von dem Gedanken an eine Verlobung abzubringen. Umasonst; — er sprach mir von dem Mädchen seiner Liebe, von seiner Freundschaft zu mir, von seinem Vertrauen auf meine Ehrlichkeit, von der er das Urteil abhängig machen wollte — Ja, ich mußte ehrlich sein, ich war es, und — Leo, ich vergesse das nie.“

Leo blickte seinem Bruder stumm die Hand. Eine Weile blieb ein Schweigen zwischen den beiden. Der Arzt saß unbeweglich, leicht vorgebeugt, Leo fingerte nachdenklich auf der Seitenlehne des Armstuhls. Dieser Bewegung inne werdend, mochten seine Gedanken zu dem alten Sessel zurückkehren, denn er sagte plötzlich in die Stille hinein:

„Und ich wundere mich trotzdem, daß Jutta das alte Ding hier dulden mag, zumal sie wohl kaum wie du durch Erinnerungen daran gebunden ist.“

Des Arztes Seele löste sich willig von dem traurigen Bilde, das er vor sich heraufbeschworen hatte; ein warmes Leuchten stieg in seinen Augen auf.

„Meinst du?“ entgegnete er lächelnd, „und wo anders sollte denn Jutta gesessen haben, als sie noch Fräulein Frantius und meine Patientin war?“

„Deine Patientin?“ fragte Leo staunend, „das habe ich ja gar nicht gewußt! Ich habe mir eingebildet, euer Bekanntwerden habe in einer Gesellschaft stattgefunden.“

Der Bruder schüttelte verneinend den Kopf. „Unsre Begegnung war engerer Art. Sie kam als Kranke zu mir und zeigte mir sogar ein recht herbes, wenig anziehendes Gesicht. Nun, ich bin ihr wohl ebenso wenig lebenswert erschienen. Sage du einmal einer werdenden Sängerin, daß sie nicht mehr singen dürfe, du kannst dich ihr wohl kaum verhalten machen.“

„Und das tatest du?“

„Ich mußte. Sie kam zu mir, auch nur vorsichtshalber wie mein Freund, und gleich diesem mußte ich ihr das Liebste nehmen — die Ausübung ihrer Kunst. Ihr Halsleid war nicht gefährlich, wenn sie das Singen aufgab, setzte sie es aber fort, so verlor sie unbedingt über kurz oder lang die Stimme. Ihr dies zu sagen, war meine Pflicht.“

„Und wie nahm sie es auf?“ fragte der Bruder.

„Ohne willige Ergebenheit, ganz wie ein Mensch, der noch nicht gewohnt ist, sich krankheitshalber ins Unvermeidliche zu fügen, andererseits aber wie jemand, den viel seelisches Leid verbittert hat. Wohl tat sie beinahe spöttisch kalt, aber ich spürte dennoch die leidenschaftliche Aufregung ihres Innern gegen mein Verbot und gegen die Grausamkeit ihres Schicksals. Sie folgte mir aus dem Behandlungsraum langsam in das Sprechzimmer hinüber, sie setzte sich in den Sessel, den du jetzt innehabst, neben meinen Schreibtisch. Ihre Finger schlossen und öffneten abwechselnd die Pelzstola, die sie um die Schultern trug, ihr scharfgeschnittenes Gesicht stach förmlich mit seinen harten Umrissen aus dem Hintergrund der Tapete heraus. „Also nicht mehr singen, abbrechen, aufhören, die Stimme einsparen, noch ehe etwas Vollwertiges hat daraus werden können.“ Das waren so ziemlich die einzigen Worte, die sie als Erwiderung auf meine Verordnungen laut werden ließ.“

Sie hing an, mir leid zu tun. Ich hielt ihre Schroffheit für eine Maske, um weiches Fühlen dahinter zu verbergen, doch auf meine Tröstung, daß sie auch andre Wege als ihre Kunst finden werde, um den Menschen etwas zu geben und zu sein, lachte sie nur bitter auf. „Den Menschen? Was geben mich die Menschen an?“ Da fühlte ich, daß ein schweres Erlebnis diese junge Menschenseel verhärtet haben mußte, und zu meinem ärztlichen Mitleid gesellte sich jetzt auch ein menschliches.

Aber Jutta gehörte nicht zu jener Art weiblicher Kranken, die es unterhaltend finden, ihr Innenleben von einem Arzte Stück um Stück entschleiern zu lassen, und ich muß sagen, daß ich aus einem Gefühl der Hochachtung und Duldung für ihre herbe Eigenart auch kaum den Versuch machte, etwas aus ihr herauszulocken. Doch schien sie sich, bei öfterem Wiedersehen, gern in ein Gespräch einzulassen, ja, mit einem gewissen Hunger die von mir hingeworfenen Worte aufzufangen und sie durch näheres Dargelegenheit zu vertiefen. Ich merkte bald, daß sie ein einsamer Mensch sein müsse, und da auch ich, wie du weißt, nicht eben viele Freunde besaß, vor denen ich ungeschweht „Ich“ sein konnte, so fühlte ich mit ihr und versuchte, ihr etwas Nahrung und Wärme zu schenken. Bald wurde ich selber warm dabei, zumal ich bemerkte, daß sie sich einige unversehrte Saiten des Gemüts erhalten habe, die feine, liebe Töne geben konnten, wenn man unvermerkt darüberstrich. Hieraus kam mir die Hoffnung, daß auch die versprungenen noch wieder zu verknüpfen sein möchten. Als ich daher wahrnahm, wie sie, ohne ihre Gesangsstudien, sich in ihrem nun beschäftigungslos gewordenen Dasein unbefriedigt zu

fühlen begann, schlug ich vor, der sehr überbürdeten Schwester in meiner Klinik zu helfen.

Aber sie wies mich rundweg und spröde mit der Behauptung ab, daß sie keine Menschenliebe besitze und infolgedessen auch nicht die geringste Anlage zum Pflegen.

Ich entgegnete gleichmütig, daß ich daran freilich nichts zu ändern vermöge und ließ die Sache auf sich beruhen.

Als sie jedoch das nächste Mal zu mir kam, spürte ich sogleich, daß sie mir etwas sagen wolle und auf eine Gelegenheit dazu warte. Meine Unterhaltung bot ihr keine — da tat sie's mutig ohne Überleitung in ihrer vornehm ehrlichen Weise. Sie wollte mir etwas erzählen, etwas aus ihrem Leben, damit — nun kam ihr Trotz zum Vorschein — ich sie künftig mit menschenbeglückenden Plänen verschone. Und dann sprach sie mir von ihrer Kindheit. Wie sie den Vater früh verloren und in ihrer Mutter ihr „ein und alles“ gefunden habe. Wie sie von ihrer Mutter so gut verstanden worden sei, daß diese gegen ihren Wunsch, Sängerin zu werden, auch nicht den leisesten Einwand erhoben, ihr im Gegenteil geholfen habe, einen Lehrer zu finden. Einen Lehrer — ja — sie sah mich an, ob ich wohl schon verstände — dann bekannte sie, bereits nach wenigen Monaten diesen Mann über alles geliebt zu haben. Er sei fast zwanzig Jahre älter gewesen als sie, aber trotzdem oder gerade darum habe sie in ihm mehr gefunden, als irgendein im Alter ihr Näherstehender ihr hätte bieten können. Er sei ihr Geliebter, Freund, Vater gewesen. „Und heute ist er dies letzte wirklich — mein Vater“ — schloß sie plötzlich hart. „Meine Mutter lernte ihn kennen, liebte wie ich, erweckte Neigung in ihm — und eines Tages fragte sie mich, ob sie ihn mir zum zweiten Vater geben dürfe, ob ich ihr das späte Glück gönnen wolle? Da schrie ich in Qual und Entsetzen alles heraus — daß ich ihn liebe, ich demütigte mich, bat und weinte. Sie mag gelitten haben, aber sie ward dennoch die Seine.“

Jutta hat dann Haus und Stadt verlassen. Es mag ihr schwer genug geworden sein, am fremden Ort einen neuen Lehrer anzunehmen, aber die Hingabe an ihre Kunst war das einzige, was sie hochhielt und ihr endlich überwinden half. Vor weiteren Enttäuschungen, so sagte sie stolz, habe sie fortan die ihr eigen gewordene Zurückhaltung bewahrt, denn mit Offenheit und Vertrauen sei es vorbei gewesen seit jener Stunde, wo ihre Mutter ihr den namenlosen Schmerz angetan habe. „Denn woher soll man bei fremden Menschen an Liebe und Treue glauben, wenn die eigene Mutter an ihrem Kinde so zu handeln vermag?“ schloß sie.

Ich enthielt mich aller Entschuldigungsreden über die Allgewalt der Liebe; mir war zu heilig, was sie gelitten haben mußte, und ich tat ihr sicher wohl damit.

Einige Zeit darauf erfuhr ich durch Schwester Eva, daß Fräulein Frantius in der Klinik gewesen sei und mit den Kindern gespielt habe; ein paar Tage später hatte sie ihr beim Umbetten geholfen. Als die Besuche regelmäßig geworden waren, sagte ich Jutta, daß ich davon wisse. Ich neckte sie damit, daß sie es mache wie der Mann in der Bibel, der erst „nein“ sagt, „ich will es nicht tun“, und hernach dennoch geht. „Und nicht wahr, diese Tätigkeit macht Ihnen unerwartet nun auch Freude?“ fragte ich. Da wurde das mir schon sehr liebe Gesicht erregt, ein Zug von Leiden trat darauf. „Nein,“ sagte sie leise, „mir graut vor allem, was nach Karbol riecht und häßlich ist.“

„Aber warum kamen Sie dann trotzdem?“ rief ich staunend. Da sah sie mich finster an. „Sie meinten ja —“ sagte sie gedehnt. In mir aber klang ein Jubeln auf. „Also — mir zur Liebe?“ fragte ich und sah ihr zwingend fest in die Augen. Sie begegnete diesem Blick, stockte, öffnete wie erschreckt halb den Mund. Dann wandelte sichtbar ein helles Rot über ihren Hals hinauf bis zur Stirn. „Aus — aus Liebe zu mir?“ wiederholte ich kühn mit fühlbarem Nachdruck.

Da sprang sie auf, als habe ich sie beleidigt, erglühte dann noch stärker und verlor Atem und Sprache. Ich trat zu ihr, nun — und — dann kam eben alles, wie das so kommt,“ schloß Dr. Bahling. „Ein paar Tage darauf war sie meine Braut.“

„Ein paar Tage?“ rief der Bruder zweifelnd. Der Arzt zögerte mit der Antwort. „Sie wollte nicht sogleich“ — gestand er dann, „sie grämte sich, glaubte, daß sie mir nicht die rechte Gefährtin werden könne — ohne Menschenliebe. „Aber mich liebst du?“ fragte ich mehr als einmal. Das gab sie, nachdem sie sich's selber eingestanden, auch mir zu, und das war mir vorläufig genug. Ich wußte, daß sie den umgekehrten Weg gehen würde, wie so viele ihrer Mitschwester, die sich liebend an die Menschheit hingeben, weil sie den „Einen“ nicht beglücken können. Sie würde — das wußte ich — aus Liebe und an der Liebe zu mir Glauben und Menschenliebe lernen — und nach Tagen des Kämpfens und Prüfens hoffte sie es auch. Willst du wissen, ob es gelang, so frage nur in der Klinik bei Schwester Eva an — die wird es dir sagen.“

Die Brüder schwiegen. Beide dachten dem Gesprochenen nach und spannen die Bilder weiter. Dabei kehrte Leo Bahling langsam den hellen Blick seinem Bruder zu. „Ist mir lieb, daß ich alles jetzt weiß“, sagte er, ihm die Hand hinstreckend, „nun werde ich Jutta künftig mit Augen ansehen, die durch die immer noch etwas herben Züge hindurch ein goldenes Herz gewahren.“

Der Arzt nickte lächelnd. „Ein goldenes und auch ein weiches,“ sagte er nachdrücklich, „so weich, siehst du, daß es sogar den alten Sessel da lieben und dulden kann, um eben jener Erinnerungen willen, von denen ich dir erzählte.“

## F.O. Vogelhaupt

Neuerwall 95—97

Fabrik feiner Bürstenwaren

## Haushaltungs- und Toilette-Bürsten,

Eigenes Fabrikat.

Fußmatten, Schwämme, Ledertücher und

Abstäuber usw. in großer Auswahl

## Inlaid-Linoleum!

Durchgemustert!

Linoleum-Teppiche.

Belgische Cocos-Teppiche.

## Schlüsselmarke G.m.b.H.

Alsterdamm 14/15.



hängenden Härchen hinstreicht, oder aber man bearbeitet nur den Saum in dieser Art.

Die Stolen sind durch breite, geradlinige Schals ersetzt, die meistens ohne Schwänze sind oder höchstens einige Schweife als Abschluß aufweisen. Von den Muffen, die wesentlich größer geworden sind, die Taschenform aber beibehalten haben, sind die Schweife ebenfalls verbannt. Man arbeitet sie ganz flach und sehr breit, und die Gefahr erwächst aus dieser Fassung, daß ihre Trägerinnen die Arme in einem starken Winkel vom Körper abhalten, um sie zu tragen. Das muß natürlich vermieden werden, und bei der Schmiegbarkeit des Pelzes ist das ja auch sehr leicht. Auf die Fütterung wird besonders großer Wert gelegt. Man begnügt sich nicht mehr mit heller Seide, man pufft sie, kräuselt sie und garniert sie mit abstechendem Chiffon. Das gleiche tut man bei den Schals. Ein breiter Hermelinkragen war mit weißer Seide gefüttert, die mit dicht gezogenem schwarzen Chiffon bezogen war. An einer Fuchsstola leuchtete kobaltblaue Seide aus silbergrauen Crêpe de Chine und ein Skunkskragen zeigte ein grünes Brokat mit Silbereffekten, über

den sich brauner Chiffon spannte. Die gerade Schalform besteht aber keineswegs allein. Sie kommt zumeist als Kragen vor, die über einem Jackett oder Mantel getragen werden. Neben ihnen hat man unendlich viele Fassons, so sehr breite, hinten spitz verlaufende Stolen, die in schmaler werdenden Enden bis zu den Füßen herabfallen und daneben andre, die über die Schulter hinweg bis zum Ellbogen reichen und nur bis eben über die Taille gehen. Eine bestimmte Angabe läßt sich überhaupt nicht machen, weil es in diesem Winter nicht, wie sonst, eine herrschende Form gibt.

Persianamantel mit angeschrägten Ecken, Revers, glatten, manschettengezierten Ärmeln und einem anliegenden Hermelinkragen.

Schalgarnitur aus Patagonischem Fuchs. Das Besondere dieses Pelzes besteht in dem silbrigen Glanz der langen Haare. An diesem Modell ist der Kragen sehr breit, aber nicht sonderlich lang. Den Abschluß bilden hier wie auch an dem Muff dicke Schwänze.

Mantel aus Seal, der vorn in spitzen Ecken ausläuft und mit Breitschwanz umrandet ist. Das goldgelbe Futter

steht am Halsausschnitt in Blendenbreite vor und verläuft am seitlichen Schluß in einer schmalen Schärpe.

Das Futter hat bei den Mänteln eine ähnliche Ausstattung erfahren als bei den Muffen und Schals. Man überspannt auch hier die Seide mit andersfarbigem Chiffon oder man garniert an den breiten Unterschlag Blumen aus Chiffon und Metall. Sehr viel näht man auch eine Spitze oder eine Metallbordüre hinein, damit sie sichtbar wird, wenn der Mantel offen getragen und leicht zurückgeschlagen wird.

Abendmantel aus Seal mit Polarfuchs und breiter Metallbordüre in Makkramécharakter. Die Ärmel sind kimonoartig angeschnitten, die Hinterbahn ist leicht gerafft.

Straßenmantel aus Maulwurf mit Revers, Rand und Manschetten in Silberfuchs. Die Felle sind streifenweise aneinandergesetzt, um dadurch besondere Lichteffekte zu erzielen. Aus den weiten Ärmeln gucken seidene Puffen hervor.

Glatte Sealmantel ohne Besatz mit zwei großen Knöpfen. Breiter Skunksmuff in Taschenform.



Modes Weill.

Modes Laxton.

Modes Martial &amp; Armand.

Gebr. Robinsohn, Königl. Hoflieferanten.





## Die Allerärmste.

Von Marie Dego.

**M**an hatte von der Kriegsorganisation aus bei mir über die Lage geführt. Ja, die kleine Geheimratstochter, die mir die Geschichte erzählte, ging in ihrer sittlichen Entrüstung so weit, vorzuschlagen, einer Frau, die dergleichen sagen könne, fernerhin überhaupt keine Beschäftigung mehr zuzuweisen.

Ich befahl mir die empörte junge Dame mit leiser Belustigung. War sie wirklich die geeignete Person, dergleichen zu entscheiden? Ihre Eintragungen ins Register zu machen, dazu möchte sie taugen mit ihrer zierlich-sauberen Schrift, aber von äußerer Not und innerem Elend wußten ihre wohlbehüteten achtzehn Jahre doch kaum anders als vom Hörensagen.

„Und wie kam jene Frau Schäfer dazu, einen so ungeheuerlichen Ausspruch zu tun?“ fragte ich. Das kleine Fräulein sann einen Augenblick nach, dann schien ihr der Sachverhalt wieder gegenwärtig. „Nun, das kam so,“ berichtete sie überlegend, „die junge, blonde Schneidersfrau aus der Langen Straße, wissen Sie, war gerade bei mir und verbreitete sich darüber, wie sauer ihr das Durchkommen werde ohne den Mann, der ihr alle Röße gearbeitet habe, während sie fast nur auf Taillen eingeübt sei. Da trat Frau Schäfer herein, stellte sich ein Stüd weiter hin an den Tisch und widelte, scheinbar ohne unser Gespräch zu beachten, ihre abzuliefernden Hemden aus. Ich möchte sie nicht warten lassen, winkte sie zu mir heran, aber mürrisch nur schob sie sich näher, und als die freundliche Schneidersfrau dennoch den Versuch machte, sie mit in die Unterhaltung zu ziehen, gab sie plötzlich dem Hemdenpaket einen Stoß, daß es beinahe zu Boden fiel und fuhr die Frau an: „Lassen Sie mich zufrieden mit dem Gemummer. Ich schufte, was ich kann und komm' dabei zehnmal besser durch als mit dem Herumlungerer von Mann auch noch auf der Tasche. Von mir aus mag' der wegbleiben, solange er will, und wegen meiner Kinder auch!“

Damit riß sie den Ablieferungsschein, den ich mittlerweile ausgeschrieben, an sich, warf mir ein Kopfnicken hin und ging.“

Soweit der Bericht von Fräulein von F. Mit diesem Tatsachenmaterial im Kopf begab ich mich wenige Tage später zu Frau Schäfer, um im Auftrag der Organisation einmal bei ihr nach dem Rechten zu sehen.

Ich traf sie zu Hause und blickte nicht ohne Erstaunen auf die mir gegenüber so hart Beschuldigte. Unwillkürlich hatte ich mir unter ihr ein robustes Kraftweib vorgestellt, eine von jenen Megären, die mit derben Häusten und einem noch derberen Mundwort begabt, in der Tat oft leicht und gern des Mannes entraten können. Anstatt dessen stand eine kaum mittelgroße, skeletthagere Frau vor mir, mit von Lungenleiden nach vorn gebogenen Schultern, eingehöhlten Wangen und tiefen Schatten unter

den durchsichtig braunen Augen. Der Mund sprang aufgeworfen und brennend rot aus dem blassen Gesicht, und es lag etwas so trohig Herbes auf diesen Lippen, daß ich ohne weiteres begriff, sie könnte die hart-abweisenden Worte gesprochen haben, die Fräulein von F. ihnen schuld gab.

Bei meinem Anblick runzelte Frau Schäfer ein wenig die Brauen. Sie erriet scheinbar sofort, weshalb ich hier stehe. „Ach so,“ nickte sie mit leichter Ironie, „die Dame kommt nachsehen. Alle Frauen im Hause hier kriegen seit langem schon ihre Besuche, bloß ich nicht, weil ich bisher ja nur Arbeit, nicht Unterstützung vom Verein annehme.“ — „Da Sie aber das letztemal sogar vergaßen, sich neue Arbeit auszubitten, bin ich beauftragt worden, mich einmal durch den Augenschein zu überzeugen, ob Sie denn wirklich so famos allein durchkommen, — ohne den Mann — wie Sie sich rühmen.“

Mein Herz meinte nicht ganz, was mein Mund sprach. Ich konnte in Wahrheit kein Gefühl der Entrüstung aufbringen, angesichts dieser verkümmerten, vom Stempel des Leides und des Leidens gezeichneten Gestalt, deren Jämmerlichkeit wohl nur dem ungeübten Auge des kleinen Fräuleins entgangen war, weil auf den bleichen Wangen zwei rote Flecke brannten, die ihr Gesundheit vorgetäuscht haben mochten. Doch ihren Spott durfte ich nicht dulden, da weder ich persönlich ihn verdiente, noch der Verein, in dessen Auftrag ich hier stand.

Sie begriff auch sofort. Die roten Flecke verbreiterten sich zu einer flüchtigen Glut der Scham. „Ach Gott,“ murmelte sie bedrückt, „ich weiß schon, ich weiß. Es fuhr mir so heraus, neulich, als ich die andere prahlen hörte, die Blonde, wissen Sie, die Schneidersfrau.“ Ein Ausdruck von Haß trat auf ihr Gesicht. „Prahlen?“ fragte ich erstaunt, „man sagte mir, sie habe geklagt?“

Frau Schäfer zuckte die Achseln, antwortete nicht, zog aber anstatt dessen einen Stuhl hervor und schob ihn mir hin. „Wenn die Dame vielleicht Platz nehmen will,“ meinte sie dabei. Dann fuhr sie mit rascher Gebärde unter ein ganzes Knäuel zusammengekauert Kindergestalten im Hintergrund der Küche, in der wir uns befanden, und drängte sie durch eine offenstehende Tür in eine anstoßende halbhelle Kammer. „Dableiben!“ kommandierte sie dabei. „Sieben!“ wandte sie sich dann an mich und Erregung brannte in ihren Augen, „sieben Stüd, die am Leben sind, und jedes Jahr ein neues dazu, das nach ein paar Wochen wieder eingeht, einfach, weils keine Kraft zum Gedeihen mehr mitkriegt, von so einer, wie ich bin,“ sie strich an ihrer elenden Leiblichkeit herunter, „und der Mann?“ ihre Hand machte die Bewegung des Glasleerens, „alle Sonnabend in der Gasse, und der Wochenlohn mit. Hab ich da unrecht, wenn ich sag, daß er von mir aus bleiben kann, wo er ist?“

Sie lehnte sich, wie von der Erregung entkräftet, gegen







ihre Brust. „O diese Zeit,“ murmelte sie, als habe sie des eigenen Elends ganz vergessen. Staunend hörte ich. Welch ein Rätsel war diese Frau! Eben noch so spröde, so herb und schroff, daß es ans Unmenschliche zu grenzen schien, und nun eine Nachbarin, zu der man flüchtete in seiner Not, eine Mitschwester, die fremdes Leid nachzufühlen vermochte.

Langsam erhob ich mich, ungewiß, tastend. Ließ ich diese beiden nicht am besten jetzt allein? Da flüsterte Frau Schäfers Stimme plötzlich dicht an meinem Ohr mit dem alten, spöttischen Klang: „Wie schön das weinen kann,“ und ihre Hand wies mit fast verächtlicher Gebärde auf die zuckende Gestalt, „so jung, so dumm —“

Nach brannten ihre Augen mir ins Gesicht, ein böser Blick stand darin, genau so, wie zuvor, als sie von der andern redete, von „der Blonden“, der Schneidersfrau. Und auf einmal begriff ich, erriet, enträtselte alles: Neid wars, Neid! Der hatte sie damals die schroffe Abfertigung finden lassen, jener gegenüber, deren Klagen über des Mannes Fernsein sie als ein verstecktes Rühmen ihres sonstigen Heuglücks empfunden, ein „Prahlen“, wie sie es mir gegenüber genannt. Neid auf fremdes Glück, nichts als das war ihr Ausbruch gewesen. Und jetzt! hier, angesichts dieser Verzweiflung, die sich ausweinte an ihrem Tisch? Ein tiefes, verstehendes Erbarmen sagte mich. Stumm abschiednehmend, machtlos, zu helfen oder nur zu reden, haßte ich nach der Hand der Frau, und streifte sie. „Du Armste, o du Allerärmste,“ dachte ich dabei, „Neid sogar empfinden zu müssen auf den Schmerz einer andern, — kann es größere Armut geben?“

### Der Schutzgeist der Karpathenbewohner.

Ein Teil unseres uns freventlich aufgedrungenen Weltkrieges spielt sich in den Karpathen ab. Da ragt über alle andern Berge der Hohe Szomolan empor, der mit seinem schauerlichen und öden Aussehen dem Wanderer Schrecken und Grauen einflößt. Dort hauste ein Berggeist, der gleich dem schlesischen Rübezahl, wie eine alte Sage erzählt, sich oft in die Angelegenheiten der Bewohner seines Gebietes mischte und besonders strenges Gericht hielt über die Unterdrücker des armen Volkes.

Vor langen Zeiten stand auf diesem Berg eine Burg gleichen Namens, die im Besitze des alten und berühmten Hauses Erdödy war. Doch blieb sie öde und leer, nur von wenigen Leibeigenen, unter dem Befehl eines Verwalters, bewohnt, denn der Herr selbst, von Dienstgeschäften zurückgehalten, besaß sich in Preßburg. Jongor hieß der Verwalter, der durch ein tüchtiges und heuchlerisches Wesen sich aus einem Leibeigenen zu einem Freien emporgeschwungen und sich das volle Vertrauen seines Herrn erschlichen hatte. Er hatte freien Willen, bei notwendigen Fällen nach eigenem Gutdünken zu verfahren. Mit eiserner Strenge herrschte der Emporkömmling über seine Untergebenen, über jene, die früher mit ihm auf gleicher Stufe standen. Argwöhnisch beobachtete er seinen Herrn, damit dieser ja nicht die Witten und Klagen seiner unglücklichen Knechte vernähme, die unter dem harten Joch Jongors litten. Wehe dem, der sich unterfing, bei dem Herrn über Jongors Uebermut und Härte zu klagen oder gar um Abhilfe zu bitten, denn bald mußte er die teuflische Rache des Verwalters fühlen.

Einst hatte ein armer Tagelöhner, der sich vor seiner Grausamkeit nicht mehr schützen konnte, dieses gewagt, doch Jongor erfuhr es, bevor noch die Klage die Ohren seines Herrn erreicht hatte. Vor der gerechten Strafe zitternd, beschloß er, sich an dem unberufenen Mörder zu rächen. Sogleich beschied er den Tagelöhner zu sich und gebot ihm, ein Schreiben an den Herrn nach Preßburg zu tragen mit dem Bedenten: in einer Zeit von drei Stunden wieder zurück zu sein, wenn er nicht zu Tode geprügelt werden wollte. Laut jammerte der arme Mann ihm vergebens vor, wie selbst die rüstigsten Läufer diesen Weg kaum in der doppelten Zeit erzwingen könnten, daß das beste Pferd stürzen müsse, wenn es den Weg in der erforderlichen Zeit zurücklegen solle.

Hart stieß ihn der Verwalter von sich und gebot ihm, den Befehl zu vollbringen, wenn er nicht die angedrohte Strafe sofort erdulden wolle. Wehklagend machte sich der Arme auf den Weg, fest überzeugt, daß er dem Tode nicht entgehen werde. Da, als er in den Wald trat, hörte er ein Wagengerassel und Rostgestampfe. Erschrocken blieb er stehen und sah plötzlich einen Wagen mit drei Rappen bespannt vor sich stehen. Mit betrübtem Blick sah er das Fuhrwerk an. Der finstere Fuhrmann fragte

ihn, warum er so traurig aussehe und forderte ihn auf, ihm die Ursache seines Schmerzes mitzuteilen. Lange schaute sich der Tagelöhner. Endlich, durch die ermunternden Worte des Fuhrmanns bewogen, teilte er ihm mit, welchen grausamen Befehl er zu erfüllen habe. Sofort befahl der Fuhrmann dem Boten, sich zu ihm in den Wagen zu setzen und versprach, ihn rechtzeitig an seinen Bestimmungsort zu bringen. Der Arme schaute sich vor den furchtbaren Augen des Fremden und leistete nur mit Widerstand dieser Einladung Folge.

Der Wagenlenker peitschte die Rosse, daß sie im schnellsten Laufe dahin eilten, wie wenn der Sturmwind saugend über die Erde dahindraufte. Bald erreichten sie Preßburg. Der Fuhrmann forderte den Boten auf, sein Gepäck zu erledigen, und versprach, er werde am Tore harren, bis er wieder käme. Wie im Traum begab sich der Bote zu seinem Herrn, gab den Brief ab und eilte mit etwas mehr Vertrauen zu seinem neuen Freund zurück. Dieser empfing ihn sehr freundlich und bat ihn, auf dem Wagen Platz zu nehmen.

Erstimmig lächelnd sprach der Fuhrmann zu dem Boten, als dieser dankte: „Du hast dich ohne Not gefährdet, sei ruhig. Du fährst mit einem Meister, der seine Rosse wohl zu lenken versteht, sie sind von gutem Schlage und erhalten bald einen neuen Genossen, und dem soll es erst lustig gehen.“

Die Pferde bäumten sich verzweifelt bei diesen Worten, und der Fuhrmann verschwand lachend vor den Augen des sich beklagenden Tagelöhners. Dieser eilte zur Burg und brachte Jongor die Antwort des Herrn. Starr hörte dieser die Nachricht von der Rückkehr des Boten aus Preßburg und konnte nicht begreifen, wie dieser seinen Befehl hatte vollbringen können. Doch hier ließen das Stiegel und die Antwort des Herrn jeden Zweifel schweigen.

Jongor ließ den Boten zu sich rufen und ließ ihm erzählen, wie das Wunder geschehen. Kaum hatte der Verwalter den Hergang der Sache erfahren, so sträubten sich seine Haare, Blässe bedeckte seine Wangen, und er sank, wie von einem Schlag getroffen, ohnmächtig zu Boden. Da fuhr jener grimmige Fuhrmann über die Zugbrücke auf den Schloßhof, stieg ab, packte Jongor am Genick, schleppte ihn zu seinem Wagen und warf ihm ein Pferdegeschirr über den Kopf. Laut brüllte Jongor. Aber der Fuhrmann setzte sich auf und führte einen furchtbaren Peitschenhieb — dahin sauste das Gefährt, statt mit drei mit vier Rossen bespannt, den Abhang hinunter dem finsternen Walde zu.

Mitgeteilt von H. W. J. Kahl.

### Bleifressende Insekten.

Die Termiten, die auch mit einer ungenauen Bezeichnung weiße Ameisen genannt werden, haben die Ehre, an Gefährlichkeit den Aesop unter allen Tieren zu halten. Was größere Lebewesen im einzelnen mehr zu leisten vermögen, wiegen diese Insekten durch ihre ungeheure Zahl wieder auf. Nichts hält vor ihnen Stand, und in den tropischen Ländern muß jedes menschliche Bauwerk mit Rücksicht auf die Termiten geschützt oder besonders angelegt werden. Holz zerstören sie in erstaunlich kurzer Zeit, so daß hölzerne Telegraphenstangen z. B. vom Gebrauche völlig ausgeschlossen sind. Alle Nachrichten von Erfindungen, die das Holz vor den Termiten bewahren sollten, haben sich als hinfällig erwiesen. Sie treiben es aber noch viel ärger, so daß nicht einmal unterirdische Rabel vor ihnen sicher sind. Diese werden gewöhnlich in Blei eingeschlossen, und man sollte meinen, daß ein solcher Mantel genüge.

Die Termiten fressen aber nicht nur Blei, sondern sie scheinen auch gegen die Bleivergiftung gefeit zu sein, die dem Menschen so leicht verhängnisvoll wird, obgleich er weder Anlaß noch Neigung hat, Blei geradezu zu essen. In Australien ist die Beschädigung eines Telephonkabels, das 101 Paare von Leitungsdrähten in einer Bleihülle enthielt, von Termiten zweifelsfrei nachgewiesen worden. Es war im Jahre 1907 gesamt, und vier Jahre später zeigten sich die ersten Fehler infolge des Eindringens von Feuchtigkeit bis zur Isolierung der Drähte. Eine genaue Prüfung ergab dann später, daß Termiten durch einen Spalt im Zement eingedrungen und sich über das Kabel hergemacht hatten. Die ganze Leitung wurde nun nachgesehen, und jede Spalte mußte sorgfältig verschlossen werden. Außerdem aber war es nötig, ein giftiges Gas durch den Leitungskanal hindurch zu schicken, um die Insekten zu töten, was denn auch gelang. Ein anderes Bleikabel, das einfach in den Boden gesenkt worden war, wurde gleichfalls stark von Termiten zerfressen. Abgesehen ist dieser Ausdruck nicht ganz richtig, da die Insekten das Blei nicht etwa mit ihren Mundwerkzeugen amagen. Die von ihnen gebildete Ameisensäure aber führt zur Auflösung des Bleies und so zu seiner Zerstörung. Infolgedessen hat sich ein Überzug von Teer oder Anstrichfarbe in manchen Fällen als hinreichender Schutz gegen die Termiten erwiesen. Außerdem gibt es noch Wespen, die das Blei der Rabel zu durchbohren vermögen.

T.